

3 ›Mazedonien‹ und die ›Mazedonier‹ und ihre Etablierung auf den *mental maps* deutschsprachiger Autoren

Während May seine Orientromane noch zu Beginn der 1890er Jahre veröffentlicht, ohne die Region Mazedonien, in der sie zum Großteil spielen, mit diesem Namen zu benennen oder in irgendeiner Form von der restlichen ›europäischen Türkei‹ abzugrenzen, bilden sich kurz darauf auch in deutschsprachigen Publikationen etwas deutlichere Konturen heraus. Zum einen ist es die zunehmende Erschließung Mazedoniens durch den Eisenbahnbau, an dem auch deutsche Unternehmen beteiligt sind und der 1893 den Freiherrn von der Goltz zu einem *Ausflug nach Macedonien. Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik nach Monastir* (Goltz 1894; vgl. hierzu Kapitel 4.1) anregt.¹ Zugleich verschärft sich die ›mazedonische Frage‹ um die Wende zum 20. Jahrhundert auch im deutschsprachigen Diskurs. Inzwischen war der Begriff ›Mazedonien‹ für eine bestimmte Region auf dem Balkan nämlich ins Bewusstsein der deutschsprachigen Öffentlichkeit gelangt. Im Spannungsfeld zwischen der auf die Erhaltung des Kräftegleichgewichts ausgerichteten Politik der europäischen Großmächte in den verbliebenen europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs, den ›mazedonischen‹ Ambitionen neu entstandener Nationalstaaten in unmittelbarer Nachbarschaft und nationalrevolutionären Bewegungen entspann sich ein mit allen Mitteln geführter Kampf um die dominierende Position im Mazedonien-Diskurs insbesondere bezüglich der Frage, welcher Nationalität bzw. Ethnie die slawische Bevölkerung zuzuordnen sei, um territoriale Ansprüche ideologisch zu legitimieren. Spätestens die »Reihe spektakulärer Terroranschläge« (Troebst 2007a: 27), die eine »radikale Splittergruppe innerhalb der makedonischen nationalrevolutionären Bewegung« (Troebst 2007a: 26) im April 1903 in Saloniki [heute Thessaloniki in Griechenland] beging, katapultierte die Region in den Mittelpunkt des Interesses der europäischen Öffentlichkeit. Dort sollte sie aufgrund von Aufständen, Bandenkämpfen, den Balkankriegen und dem auch nach dem Ersten Weltkrieg andauernden Kampf von Terroristen und Guerillakämpfern,

1 Vgl. auch den Reisebericht des Geographen Edmund Naumann *Macedonien und seine neue Eisenbahn Salonik-Monastyr*, erschienen 1894 im Verlag R. Oldenbourg in München und Leipzig.

dann gegen die serbische ›Besatzungsmacht‹ im sogenannten Vardar-Mazedonien, für längere Zeit bleiben. Im deutschsprachigen Diskurs bildet sich in der Auseinandersetzung mit diesen Geschehnissen der Typus des ›heroischen Mazedoniers‹ heraus, das Land selbst wird zu einer Metapher für Gewalt und Tod.

3.1 Der »Hexenkessel des europäischen Orientes«

Die Herausbildung junger Nationalstaaten auf dem Balkan, die kulturelle und politische Ansprüche auf noch unter osmanischer Herrschaft stehende Territorien erhoben, und die heterogenen Interessen der europäischen Großmächte in der Region hatten Mazedonien mit seiner »einzigartigen strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung« (Hösch 2002: 180) in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Eine Schlüsselrolle spielte die slawische Bevölkerung Mazedoniens, welche vor allem von Bulgaren und Serben jeweils für ihre Nation vereinnahmt wurde – wofür aus heutiger Sicht weder deren sprachliches Idiom noch ihr nationales Selbstbewusstsein eine ausreichende Grundlage bildeten (vgl. Hösch 2002: 181). Bulgarien hatte sich seit der Gründung des bulgarischen Exarchats im Jahr 1870 und dessen Erweiterung auf Mazedonien über Kirchen und Schulgründungen eine Vormachtstellung erarbeitet, die von Serbien und Griechenland in einem erbittert geführten »Kirchen- und Schulkampf« (vgl. Adanır 1977: 101-109) nur mühsam streitig gemacht werden konnte. Nach dem russisch-türkischen Krieg war Bulgarien im Jahr 1878 durch die von Russland diktierten Bestimmungen des Friedens von San Stefano sogar ganz Mazedonien zugesprochen worden, sehr zum Unwohlsein der angrenzenden Staaten, aber auch der europäischen Großmächte, die das Kräftegleichgewicht empfindlich zugunsten Russlands gestört sahen und so während des Berliner Kongresses noch im selben Jahr eine Revision durchsetzten. Mazedonien verblieb im Osmanischen Reich, die ›großbulgarischen‹ Träume hatten sich zerschlagen (vgl. Hösch 2002: 134-139). Zwar war das Osmanische Reich auch im Berliner Friedensvertrag verpflichtet worden, Reformen zur Verbesserung der Lebenssituation der christlichen Bevölkerung Mazedoniens durchzuführen, es geschah aber nichts.

In dieser Situation erschien Gewalt zunehmend als legitimes Mittel, zum einen gegen die osmanische Herrschaft in Europa vorzugehen und zum anderen eigene nationale Interessen auch gegen die benachbarten Mitbewerber durchzusetzen. In Bulgarien, das von einer starken mazedonischen Immigration geprägt war, wurde 1893 die später unter dem Namen »Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation« oder »IMRO« bekannte Vereinigung gegründet (zur Gründungsgeschichte und den zunächst wechselnden Bezeichnungen dieser Organisation vgl. Adanır 1977: 110-112), die für eine Autonomie Mazedoniens eintrat. Ebenfalls in den 1890er Jahren entstand das der bulgarischen Regierung nahestehende »Obe-

re Mazedonische Komitee«, das von Bulgarien aus durch gewaltsame Aktionen in Mazedonien außenpolitischen Interessen Bulgariens dienen sollte. Auch in Serbien und Griechenland wurden »Nationalgesellschaften« gegründet, die in Mazedonien aktiv waren. Bewaffnete Banden der unterschiedlichen Organisationen führten dort einen Guerillakrieg gegen osmanische Truppen, aber auch untereinander und nicht zuletzt gegen die Landbevölkerung (vgl. etwa Hösch 2002: 181, Adanır 1977: 116-133). Dieser Bandenkrieg, der sich zur Jahrhundertwende hin ausweitete und immer offener sowie zunehmend mit terroristischen Mitteln geführt wurde, hatte auf Seiten der IMRO unter anderem das Ziel, das Osmanische Reich zu brutalen Gegenschlägen zu provozieren und so ein Eingreifen der europäischen Mächte zu erreichen, was – so spekulierte man – zur Autonomie führen würde. 1903 wurde ein Höhepunkt dieser Taktik erreicht, als eine Serie von terroristischen Attentaten einer mazedonischen, anarchistischen Splittergruppe Saloniki erschütterte (vgl. Troebst 2007b: 57-58) und die IMRO sich auch dadurch verfrüht gezwungen sah, am St.-Elias-Tag, dem 2. August 1903, einen länger geplanten Aufstand loszutreten. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Zwar wurde damit tatsächlich eine Intervention der Großmächte Österreich-Ungarn und Russland erreicht, die im Münzsteg-Abkommen vom Oktober 1903 allerdings nur eine Reformpolitik in Mazedonien verlangten. Diese sollte von einer gemeinsamen Gendarmeriemission überwacht werden, blieb letztlich aber folgenlos. Ansonsten wurde der Status Quo erneut festgeschrieben, eine Autonomie rückte also zunächst in weite Ferne (vgl. Hösch 2002: 181; Adanır 1977: 179-205).

Dies ist der Hintergrund, vor dem die deutschsprachigen Publikationen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu Mazedonien zu sehen sind. In ihnen spiegeln sich sowohl der Nationalitätenzwist um die slawische Bevölkerung der Region Mazedonien als auch die europäische Großmachtpolitik wider. So bildete sich auch im deutschsprachigen Diskurs eine Diskussion darüber heraus, ob die mazedonischen Slawen nun zu den Bulgaren oder Serben zu rechnen seien oder möglicherweise eine eigene Ethnie darstellten. Insbesondere die Frage nach dem Bulgarentum der mazedonischen Slawen wurde bearbeitet. In früheren Publikationen des 19. Jahrhunderts waren die mazedonischen Slawen ja in der Regel schon als »Bulgaren« bezeichnet worden (vgl. Kapitel 2.1); die durch das bulgarische Exarchat begründete Vormachtstellung im Kirchen- und Schulkampf tat ein Übriges. Dabei bemühte man sich oft, eine möglichst neutrale Stellung einzunehmen. Zu nennen ist hier Richard von Mach, der mehrere Jahrzehnte lang als Offizier in Bulgarien diente, zugleich als Korrespondent etwa der *Kölnischen Zeitung* tätig war und sich in mehreren Publikationen als hervorragender Kenner Bulgariens und Mazedoniens erwies. So gilt er als Verfasser der »beste[n] Studie aus deutscher Feder über das bulgarische Exarchat« (Heyer 1991: 130). In seiner 1895 erschienenen Studie *Die macedonische Frage* hat er den Anspruch, »ein in Berlin vor 17 Jahren gegebenes Versprechen« (Mach 1895: 1) Europas – nämlich die im Frie-

den von Berlin in Aussicht gestellten Reformen in Mazedonien – »in Erinnerung zu rufen, seine Bedeutung für Macedonien klarzustellen und dazu beizutragen, einem herrlichen Lande und seinen fleissigen Bewohnern zu ihrem Rechte, Europa aber zu einem gesicherten Frieden zu verhelfen.« (Mach 1895: 1) Ansonsten drohe aus dem »Hexenkessel des europäischen Orientes« (Mach 1895: 1) eine umfassende Krise zu erwachsen. Dass die Frage, wie genau diese »fleissigen Bewohner« in ethnischer bzw. nationaler Hinsicht zusammengesetzt sind, keinesfalls eindeutig zu beantworten ist, macht von Mach unter expliziter Kritik an den nationalen Vereinigungsbemühungen insbesondere vonseiten Bulgariens und Serbiens deutlich:

»Die Landschaft, die man heute unter dem Begriffe Macedonien versteht, umfasst Theile der Vilajets Uescüb, Monastir und Salonik (Schkopljë, Bitolia und Solun). Die Nationalitätenfrage soll hier so wenig wie möglich berührt werden, da tatsächlich alle Rajahvölker das gleiche Interesse haben, die versprochenen Verbesserungen durchgeführt zu sehen. Der Streit um das Volksthum der Rajah untereinander ist zwar eine natürliche, aber betrübende und der Rajah nicht förderliche Erscheinung. Die grossen Ziele: menschenwürdige Bedingungen des Lebens, werden aus den Augen verloren, und ein finsterer Fanatismus der Nationalität macht sich breit, unterstützt durch die Stammesbrüder jenseits der Grenzen. Die heutige Vertheilung der Nationalitäten so darzustellen, dass nicht irgend eine, wahrscheinlich sogar mehrere, wenn nicht alle widersprechen, wäre vergebliches Bemühen.« (Mach 1895: 28)

Zwar trifft er dann doch Aussagen zur Verteilung der Nationalitäten, »deren Richtigkeit von jedem Unparteiischen anerkannt werden wird« (Mach 1895: 28): Laut von Mach besteht die »Hauptbevölkerung Macedoniens« aus »Slaven, die sich zum grossen Theile zu der bulgarischen Nationalität bekennen, hier und dort z.B. bei Uescüb, Totowo und Kumanowo, auf serbischen Mitbewerb stoßen« (Mach 1895: 28). Er stellt jedoch einschränkend fest, dass Statistiken und Schätzungen über die Anzahl der jeweils einer Ethnie zugehörigen Bewohner Mazedoniens »durchaus keinen Werth« hätten und in den Bereich der »Phantasterei« gehörten: »Wir wissen es einfach nicht. Die Statistik der Türken, sowie die der Rajah-Völker ist höchst ungenau. Ein Jeder übertreibt zu seinen Gunsten.« (Mach 1895: 29) Diese Schwierigkeiten betont er auch in seinem 1906 erschienenen Werk *Der Machtbereich des bulgarischen Exarchats in der Türkei*. Statistische Angaben seien aufgrund mangelnder Qualität der Datenerhebung nicht zu gebrauchen oder riefen

»den Verdacht wach, dass die Verhältnisse zugunsten der Nationalität, die die Statistik veröffentlicht, entstellt sind. Bulgaren, Griechen und Serben sind der Auffassung nicht fern, dass eigentlich die *ganze* [Herv. i.O.] Masse der Bevölkerung bulgarisch, beziehentlich griechisch oder serbisch ist, und dass nur durch zum Teil

unlautere Mittel das Volkstum zugunsten der anderen Bewerber verloren gegangen sei.« (Mach 1906: 43)

Von Mach ergänzt, dass auch die geographische Lage und Ausdehnung Mazedoniens keineswegs eindeutig seien, sondern – und dies sei eine »besondere Bosheit« (Mach 1906: 42) – unterschiedlich dargestellt würden, um jeweils eine eigene Bevölkerungsmehrheit beweisen zu können: »Die in der ersten Linie stehenden Lager, die Mohammedaner, die Griechen und die Bulgaren, haben alle drei recht, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung in Macedonien für sich beanspruchen; nur darf man nicht vergessen, dass ein jeder etwas anderes mit ›Macedonien‹ meint.« (Mach 1906: 43)² Folgerichtig teilt von Mach das »Verzeichnis der Schriften, die sich auf die macedonische Frage beziehen« (Mach 1906: 106), das er seinen Lesern im Anhang seiner Exarchatsstudie anbietet, in verschiedene Rubriken ein: Schriften, die den bulgarischen Standpunkt vertreten, den griechischen, den serbischen und den rumänischen, und schließlich Schriften, die »unparteiisch« (Mach 1906: 107) seien. Und hält bereits 1895 angesichts der unterschiedlichen Informationsströme zu ›Mazedonien‹ fest: »Es entsteht ein Chaos, in welchem Wahres von Falschem selbst dem schwer zu unterscheiden wird, der sich berufsmässig oder aus Neigung mit der Balkanhalbinsel beschäftigt hat.« (Mach 1895: 24)³ Mazedonien als ein imaginärer Raum, der sich nur schwer greifen lässt, ein vielschichtiges Konstrukt, ein *shifting territory* auf den *mental maps* des deutschsprachigen Diskurses – diese Diagnose lässt sich bereits für das 19. Jahrhundert treffen. In einer zugespitzten Formulierung konstatiert von Mach selbst: »Macedonien ist mehr eine historische Erinnerung als ein geographischer Begriff.« (Mach 1895: 22)

Mit diesem Reflexionsgrad steht von Mach jedoch recht allein da. Andere Publizisten der Zeit sind deutlich dezidiierter in ihren Urteilen über Mazedonien und sei-

2 Der Geograph und Orientalist Hugo Grothe gibt 1903 allerdings eine recht genaue Definition, die zugleich Raum für unterschiedliche Interpretationen gibt, so in der Frage, ob der Sandschak von Novi Pazar oder ›Alt-Serbien‹ (etwa das heutige Kosovo) zu Mazedonien zu zählen sind oder nicht – Karl Oestreich (1904a, 1905) etwa zählt beide Regionen dazu: »Staatsrechtlich darf man heute als türkisches Makedonien im Wesentlichen das Gebiet der drei Wilajets Salonik, Monastir (Bitolia) und Uesküb (Kossowo) fassen. Auszuscheiden wäre nur das Ssandjaq Nowibazar als festgelegte österreichische Einflußsphäre und das Ssandjaq Elbassân, das aus politischen Gründen der Verbindung mit den übrigen Ssandjaqs rein albanesischer Bevölkerung entrückt und dem Verwaltungsbezirk von Monastir unterstellt ist. Zweifel wäre [sic!], ob das sogenannte ›Altserbien‹, die Ssandjaqs Prisen, Prishtina und Ipek, Makedonien sich eingliedern.« (Grothe 1903: 358) Grothe befürwortet wie Oestreich (1904a, 1905) eine Eingliederung ›Altserbiens‹ in Mazedonien – ein Grund dafür, warum auch in späteren Publikationen wie Oertel (1940) das Kosovo bzw. ›Altserbien‹ unter dem Oberbegriff ›Mazedonien‹ firmieren.

3 Eine vergleichbare Einschätzung findet sich bei Grothe, der festhält, Mazedonien sei aus diesem Grund von jeher »die Verzweiflung der Ethnologen« (Grothe 1903: 359).

ne Einwohner. So postuliert Karl Hron in seiner bereits 1890 erschienenen Schrift *Das Volksthum der Slaven Makedoniens*:

»Ich bin nach eingehendem Studium des serbisch-bulgarischen Zwistes zur Ueberzeugung gelangt, dass die Makedonier sowohl nach ihrer Geschichte, wie auch nach ihrer Sprache ein eigener Volksstamm, also weder Serben, noch Bulgaren, sondern directe Nachkommen jener slavischen Ureinwanderer sind, welche die Balkanhalbinsel schon lange vor der serbischen und vor der bulgarischen Invasion besiedelt hatten und sich später mit keiner dieser beiden Nationen vermischt haben.« (Hron 1890: 36-37)⁴

Um seine These zu belegen, beruft sich Hron zum einen auf seine guten Kenntnisse vor Ort, wo er aufgrund einer »etwas abenteuernden Laufbahn« längere Zeit verbracht habe (vgl. Hron 1890: 37-38), und argumentiert ansonsten mit der Widerlegung der Darstellung eines gewissen Spiridion Gopčević, der 1889 – finanziert von der serbischen Regierung (vgl. Heim 1966: 106) – im Werk *Makedonien und Alt-Serbien* zu beweisen sucht, dass die slawische Bevölkerung Mazedoniens serbisch sei. Hron lässt kein gutes Haar an Gopčević. Dieser erzähle nicht nur »in äusserst aufdringlicher und breitspuriger Weise sichtlich erdichtete Reise-Erlebnisse, welche dem Leser glauben machen sollen, Verfasser habe die von ihm beschriebenen Gegenden thatsächlich bereist, was jedoch nachweisbar nicht der Fall ist« (Hron 1890: 36), er verwende zudem wissenschaftliche Erkenntnisse anderer, die er in einer »ganz unqualificirbaren Weise« (Hron 1890: 36) entstelle. Ja, zum Teil – etwa bei angehängten Statistiken – sei die Arbeit schlicht ein »ganz plumpes Plagiat« (Hron 1890: 36). Kurz: »Gopčević beschreibt Gegenden, in welchen er nicht gewesen ist und urtheilt über Dinge, die er nicht versteht. Frecheres ist dem deutschen Lesepublicum wohl schon lange nicht geboten worden.« (Hron 1890: 58)

Tatsächlich ist Gopčevićs Werk bis heute alles andere als unumstritten. Der Albanologe Michael Schmidt-Neke etwa diagnostiziert bei ihm – neben Karl May und Otto Witte – hinsichtlich seiner Albaniendarstellung akute »Pseudologia phantastica« (vgl. Schmidt-Neke 2006). Der Gopčević-Biograph Michael Heim konstatiert, dass sich die meisten Vorwürfe Hrons – etwa, dass Gopčević viele der von ihm

4 Hron verwendet »Makedonier« als Bezeichnung einer eigenen slawischen Ethnie, die in der Region Mazedonien siedelt, während die »Macedonier« bei von Mach ein polyethnischer Begriff sind und alle Einwohner der Region umfassen – eine begriffliche Mehrdeutigkeit, die sich durch den gesamten Diskurs auch des 20. Jahrhunderts zieht. In seiner Definition der mazedonischen Sprache entspricht Hron schon der heute üblichen Auffassung: Die »makedonische Mundart« sei eine »eigene Sprache [...], welche bislang zwar keine eigene Literatur besitzt und sich demzufolge an die ihr nächstliegende bulgarische Literatur angelehnt hat, die aber trotzdem zu derselben in keinem näheren Verhältnisse als dem einer bloß allgemeinen Verwandtschaft steht. Weiters ist sicher, dass die makedonische Sprache dem Bulgarischen immer noch näher steht als dem Serbischen.« (Hron 1890: 48)

beschriebenen Ortschaften und Gegenden gar nicht selbst besucht habe – nicht entkräften ließen, belegt Gopčevićs »hastige[] und oberflächliche[] Arbeitsmethode« (Heim 1966: 99), die wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genüge, und zeigt die politische Motivation der ›Serbisierung‹ Mazedoniens durch Gopčević auf: »Die Tendenz des Buches ›Makedonien und Alt-Serbien‹ weist zur Ägäis. GOPČEVIČS ethnographische Angaben zielen vor allem darauf, Saloniki als serbische Stadt auszugeben und einen von Serben besiedelten Korridor längs der Bahnlinie Vranje-Skopje-Saloniki zu schaffen.« (Heim 1966: 105) Und doch war Gopčevićs Werk über »Makedonien und Alt-Serbien« nicht nur in Serbien großer Erfolg beschieden (es erschien 1890 auch auf Serbisch, fand begeisterte Aufnahme und ebnete einer serbischen Expansionspolitik in Mazedonien den Weg), die »flüssig geschriebene Reiseschilderung mit einem unverkennbaren Hang zur Pikanterie«, ihre »vereinfachende Darstellung wissenschaftlicher Sachverhalte und die reichhaltige Ausstattung des über 500 Seiten starken Bandes« (Heim 1966: 113) sprachen trotz der massiven Kritik wissenschaftlicher Kreise auch ein breites deutschsprachiges Publikum an (zur Rezeption des Werks vgl. Heim 1966: 107-114).

Hrons selbstbewusste Feststellung also, es liege allein »in der Widerlegung seiner [Gopčevićs] Behauptungen der sicherste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten über Makedonien« (Hron 1890: 38), lässt sich so eindeutig sicher nicht bestätigen – davon abgesehen, dass Hrons Gegendarstellung wiederum vom k. u. k. Außenministerium finanziert wurde (vgl. Heim 1966: 110). Andere Publizisten, die sich u.a. mit Gopčevićs Thesen auseinandersetzten, zogen bezüglich der slawischen Bevölkerung Mazedoniens nämlich andere Schlüsse. So legte der renommierte Romanist und Bulgarist Gustav Weigand bereits 1898 in einem Vortrag über *Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker* dar, die slawischen Einwohner Mazedoniens seien zweifelsfrei Bulgaren (vgl. Weigand 1898, auch Schaller 1993: 221-222), eine Darstellung, die er 1924 in der Publikation *Ethnographie von Makedonien* wiederholte und ausführlich historisch und sprachwissenschaftlich begründete (vgl. hierzu auch Kapitel 4.2). Der Geograph Karl Oestreich wiederum, der Mazedonien bereiste und sich ebenfalls ausführlich mit der dortigen Bevölkerungsverteilung sowie mit Gopčevićs Werk auseinandersetzte, sah die dortigen Slawen teils als Bulgaren, teils als Serben an, machte aber auch deutlich, dass diese Zuschreibungen außerordentlich schwierig seien, da schon die verwendeten Kategorien – Rasse, Nationalität (Sprache) und Konfessionszugehörigkeit – unterschiedlich interpretiert und miteinander vermischt würden (vgl. Oestreich 1905). Und der Schriftsteller Ernst von Hesse-Wartegg konstatierte 1909 in einem Beitrag für die »Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren«:

»In Wirklichkeit gibt es in Mazedonien keinen reinen Serben und reinen Bulgaren mehr. Nur der dritte große Volksstamm Mazedoniens, die Albanier, haben sich rein zu erhalten gewußt, ihnen zunächst die Wallachen, die Nachkommen

der alten Ansiedler Mazedoniens aus den römischen Provinzen. Bulgaren und Serben haben sich aber untereinander und mit den Griechen durch Generationen hindurch fortwährend vermischt. Nur am Rande des mazedonischen Hexenkesels haben die Stämme ihre Reinheit mehr bewahrt. In Novi Basar, dem schmalen Landzipfel, der sich zum größten Ärger der Serben und Montenegriner zwischen beide einschiebt, halb österreichisch gewesen und jetzt wieder türkisch geworden ist, herrschen die Serben vor. In Ochrida und Umgebung die Bulgaren. Die Sprache der Mazedonier neigt sich mehr dem bulgarischen zu, doch wird der südliche Mazedonier bei den nördlichen Serben verstanden. Im eigentlichen Mazedonien wird mitunter in jedem Dorfe eine andere Sprache gesprochen, um vielleicht im Laufe einer einzigen Generation gewechselt zu werden. Die nationale Propaganda der Serben, Bulgaren und Griechen, mit jener ihrer Religion auf das innigste verknüpft, trägt daran Schuld, dass beispielsweise in einem Dorfe die Verkehrssprache die bulgarische, und eine Generation später die serbische oder griechische ist. Ursprünglich waren die Dorfbewohner vielleicht serbischer Nation, aber jetzt sprechen sie bulgarisch. Das geschieht durch den Einfluss der Schulen, welche die Propaganda in den Dörfern und Städten unterhalten, natürlich noch mehr in einzelnen Familien. Die Schulen sind frei, die Eltern schicken ihre Söhne je nach ihren Interessen in verschiedene Schulen, und so kommt es vor, dass ein serbischer Vater beispielsweise bulgarische und griechische Söhne hat, nicht nur der Sprache nach, sondern auch der Religion und den Anschauungen.« (Hesse-Wartegg 1909: 104-105)

Um die Absurdität dieser Vorgänge zu illustrieren, gibt von Hesse-Wartegg ein Gespräch mit einem französischen Konsul in einer mazedonischen Stadt wieder. Dieser habe im Scherz behauptet, er könne »mit ein paar Millionen ganz Mazedonien französisch machen. Er würde französische Schulen gründen mit französischem Unterricht und dort lehren lassen, dass die Mazedonier nur Nachkommen der französischen Kreuzfahrer wären, die in der Tat im zwölften Jahrhundert Saloniki eroberten und eine Zeit lang besetzt hielten. Der rollende Franc würde den Rest machen.« (Hesse-Wartegg 1909: 105) Auch Hermann Wendel, ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und früher »Mazedonien-Experte«, sieht in seiner 1917 verfassten und 1919 erschienenen Denkschrift *Makedonien und der Friede* die »Makedo-Slawen« als Verfügungsmasse, die sich »unter dem Einfluß von Erziehung, Gewöhnung und Umgebung ebenso leicht zu guten Bulgaren wie zu guten Serben« (Wendel 1919: 103) entwickeln lasse. Voraussetzung für ein wirkliches Gelingen dieses Prozesses sei allerdings, dass »durch friedliche Verständigung der Balkanstaaten untereinander die Sicherheit des nationalen Besitzstandes verbürgt wird und jeder Grund zu Zwangsnationalisierung oder -entnationalisierung wegfällt!« (Wendel 1919: 104) Wendel schlägt zu diesem Zweck eine Aufteilung Mazedoniens zwischen Serbien und Bulgarien vor (wobei Bulgarien einen Zugang zur

Ägäis, Serbien auf Kosten eines selbständigen Albaniens einen Zugang zur Adria erhalten solle), und zugleich deren Zusammenschluss – gemeinsam mit den anderen Balkanstaaten – in einem Balkanbund (vgl. Wendel 1919: 104–113).⁵

Einig sind sich die meisten Autoren darin, dass neben der »drückenden Türkenwirtschaft« (Hesse-Wartegg 1909: 104) der »finstere[] Fanatismus der Nationalität« (Mach 1895: 28), die »gewissenlosen Hetzereien der Nachbarstaaten« im »Nationalitäten- und Religionshader« (Hesse-Wartegg 1909: 104) Schuld an der miserablen Situation insbesondere der christlichen Bevölkerung des stets als multiethnisch geschilderten Mazedonien hätten, im Verein mit der Rolle der Großmächte, die aus eigenen politischen Interessen heraus diese Bevölkerung im Stich ließen. Bezüglich der Großmächte gibt es allerdings unterschiedliche Auffassungen. Betont etwa von Mach die Machtgelüste Russlands und spielt österreichisch-ungarische Ambitionen in Mazedonien herunter (vgl. Mach 1895: 33–46), ohne sie allerdings als ganz unrealistisch abzutun – wobei er dringend von einer österreichischen Besetzung Mazedoniens abrät, da eine Lösung der mazedonischen Frage nur durch ein Selbstbestimmungsrecht der Balkanvölker zu erreichen sei (Mach 1895: 44–46) –, drückt Wendel in der Rückschau auch auf die Entwicklungen des Ersten Weltkrieges den unheilvollen Einfluss wirtschaftsimperialistisch motivierter Aktivitäten der europäischen Großmächte in der Region dezidiert aus. Insbesondere mit österreichischem bzw. »alldeutschem« (er zitiert »hohle alldeutsche Kraftworte von ›Österreichs Talent, die Südslawen zu zivilisieren‹« und »Österreichs Herrenrecht über die westlichen Balkanvölker«; Wendel 1919: 81–82) sowie reichsdeutschem (Wendel 1919: 86) Imperialismus geht er hart ins Gericht.

Doch als hauptverantwortlich für die »mazedonischen Wirren« (Hesse-Wartegg 1909: 109) werden meist die balkanischen Nationalstaaten mit Interessen in der Region Mazedonien dargestellt. Eine besonders negative Zeichnung erfährt dabei die Rolle der Bulgaren, so bei von Hesse-Wartegg, der den Bandenkrieg der bulgarischen »Komitadschis«, dieser »blutbesudelten Unruhestifter« (Hesse-Wartegg 1909: 109), aufs Schärfste verurteilt. Ins gleiche Horn stößt der Geograph und Orientalist Hugo Grothe, wenn er 1903 im Kapitel »Durch Makedonien und Albanien« seiner Reiseaufzeichnungen *Auf türkischer Erde* konstatiert, die von bulgarischen Agitatoren »in das makedonische Land hineingetragene künstliche Revolution« (Grothe 1903: 347) sowie ihre »Propaganda durch Dolch und Pistole« (Grothe 1903: 356) finde bei der slawischen Bevölkerung dort kaum Widerhall, im Gegenteil:

- 5 Walter Jacob hingegen sieht in seiner »politisch-geographischen« Analyse der »makedonischen Frage« von 1931 eine dauerhafte Lösung nur durch »gegenseitige Verständigung und wohlwollende Übereinkünfte, vielleicht mit einem Balkanstaatenbund als krönender Spitze« (Jacob 1931: 51) – allerdings einem Staatenbund, der neben Bulgarien und Serbien auch Griechenland und Albanien umfasst. Eine Aufteilung Mazedoniens hält Jacob für kontraproduktiv.

»Der Aufruf an die Makedonier zum Befreiungskampf, in dem kein geringerer als Alexander der Große als Vorfahr und Schirmherr zur Erweckung kriegerischer Tugenden angerufen wird, verhält ziemlich ungehört. Diejenigen Elemente, welche der Fahne des Aufruhrs folgen, sind solche, die wenig zu verlieren haben, geistige Proletarier der größeren Städte wie Salonik oder Monastir, welche dort die Segnungen der mit fremdem Gelde erhaltenen höheren Unterrichtsanstalten gezogen haben, und solche, denen ein ungezwungenes Bandenleben eine gute Gelegenheit zu einigem Erwerb bietet.« (Grothe 1903: 346)⁶

Ja, Grothe habe sogar »so manchen christlichen Fluch auf das edle makedonische Komitee und die bulgarische Freiheitsidee aus makedonischem Munde hören können!« (Grothe 1903: 351) Auch der Althistoriker Heinrich Gelzer, der 1904 seinen Reisebericht *Vom Heiligen Berge und aus Makedonien* veröffentlicht, beklagt vor allem den »Terrorismus der Extremen« (Gelzer 1904: 180) auf bulgarischer Seite.⁷ Der »leidige Nationalitätenhader«, den insbesondere die Bulgaren mit ihrer »Gewalttätigkeit« befeuerten, habe in Mazedonien die »schlimmsten Verhältnisse hervorgerufen« (Gelzer 1904: 174).⁸ Hinzu komme die »türkische Mißverwaltung« (Gelzer 1904: 174) mit korrupten Beamten (vgl. Gelzer 1904: 176-177), die unter anderem die allgemeine Unsicherheit verstärke.⁹ So sei die türkische Obrigkeit weder in der Lage, das Treiben der »Komitadschis« zu unterbinden, noch einem grassierenden Räuberunwesen dauerhaft etwas entgegenzusetzen¹⁰ – prominent nennt

6 Damit, wie Grothe hier die Aufständischen in die Nähe von Verbrechern rückt, sie sogar mit ihnen gleichsetzt, weist er deutliche Parallelen zur Darstellung Karl Mays in dessen Balkanromanen auf (vgl. Kapitel 2.2).

7 Dezidiert antibulgarisch ist auch die Darstellung in der Abhandlung *Die mazedonische Frage* von Robert Kirnberger (1908), dafür deutlich progriechisch.

8 Der deutsche Politiker, Diplomat und Schriftsteller Albin Kutschbach charakterisiert in seinen 1929 erschienen Memoiren *Der Brandherd Europas. 50 Jahre Balkan-Erinnerungen* die bulgarischen Bandenaktivitäten in Mazedonien, dessen Bevölkerung überwiegend aus »Südslawen schlechtweg, nicht etwa aus Bulgaren und Serben streng geordnet nach Nationalitäten« (Kutschbach 1929: 276) bestehe, ebenfalls als besonders blutig und »terroristisch«: »Die Zahl ihrer Opfer geht in die Tausende, und selbst die bulgarischen Bauern Mazedoniens haben in ihrer Verzweiflung oft den Schutz der türkischen Behörden angerufen.« (Kutschbach 1929: 283; insgesamt zu Mazedonien: 273-291)

9 Mach stellt Mazedonien, vor allem in Hinblick auf die christliche Bevölkerung, ein vergleichbares Zeugnis aus: »Gegen Beamtenwillkür und die Erpressungen der Pächter, des Zehnten, gegen Räuber und gegen die berüchtigten Saptiehs [türkische Polizeisoldaten] hat der Muselman höhere Behörden, Gerichte und schliesslich die Büchse und den Yatagan; die Rajah ist wehrlos, wenn der Beamte sie um den sauer verdienten Arbeitslohn schröpft, wenn der Spachi, der Zehntenpächter, sie schamlos beraubt, wenn Räuber oder Saptiehs in sein Dorf einbrechen, ihre Opfer niederschossen und an Frauen und Kindern ihre viehischen Gelüste befriedigen.« (Mach 1895: 26)

10 Grothe hingegen schreibt von den »Märchen von den Grausamkeiten der Türken an unschuldigen Christenseelen, wie sie zur nötigen Bemäntelung des Aufstandes dem Auslande gegenüber

Gelzer wie Hahn (1867 und 1868) die »Dibrani, die albanesischen Räuber aus Dibra, ein wildes gegisches Gesindel, [die] überall die Straßen unsicher« (Gelzer 1904: 175) machten. Auch Karl Oestreich erwähnt in einem Beitrag für die *Geographische Zeitschrift* von 1904 diese »Dibrani«: »Die Albanesen von Dibra gehören zu den unbotmäßigsten und machen eine eingehende Bereisung des Landes nördlich von Ohrida überhaupt zur Unmöglichkeit.« (Oestreich 1904b: 250) Und auch Oestreich bringt die »Komitadschis« in die Nähe »albanesischer Räuber«, wenn er schreibt: »Wie eine Warte liegt das Gebirge [Peristeri] da, und wir lesen, daß es in der Tat von den bulgarischen Komitadschis als Unterschlupf und Hauptquartier benutzt wird, ebenso wie es zur Zeit meines Besuchs das Arbeitsgebiet südalbanesischer Räuber war.« (Oestreich 1904c: 461)

Schließt die Schilderung des Räuberunwesens in Mazedonien auch an den Diskurs früherer Reiseberichte des 19. Jahrhunderts an, so verstärken in den neueren Berichten die »Komitadschis« die allgemeine Unsicherheit doch deutlich.¹¹ Oestreich betont die Verschlechterung der Sicherheitslage explizit und grenzt sich damit zugleich von früheren Darstellungen ab:

»Wenn die früheren Reisenden nichts von ›Abenteuern‹ berichten, so hat das seinen Grund einzig und allein darin, daß die allgemeine Bewaffnung der Albanesen, der Kampf aller gegen alle, das Räuberwesen erst heute seinen Höhepunkt erreicht hat. Wie sonderbar mutete mich eine Bemerkung Boués an über einen

von der ›Agence Bulgare‹ lange vorher in Umlauf gesetzt« worden seien und in denen die »Maus zum Elefanten gewachsen« sei (Grothe 1903: 348-349), und stellt, als er den polizeilichen Untersuchungen nach einem von einem Christen an einem Christen verübten Mord in seiner Unterkunft in Monastir [Bitola] beiwohnt, fest: »Nicht einen Augenblick lang kam mir das Gefühl, in einem Lande zu weilen, dem man so gern Ordnung und Recht abspricht. Die Ruhe und Sicherheit, die Leidenschaftslosigkeit und Unparteilichkeit des Verhörs hätte jedem Beamten bei uns daheim alle Ehre gemacht.« (Grothe 1903: 343) An anderer Stelle hält er fest: »An keinem Orte konnte ich beobachten, daß Handel und Verkehr irgendwie durch eingetretene Auflösung der Ordnung oder durch ungenügenden offiziellen Schutz empfindlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. [...] Nicht einen Augenblick haben die Türken aufgehört, sich als Herren der Lage zu fühlen. [...] Auch von zahlreichen ›Räuber- und Aufrührerbanden‹ haben wir nichts zu Gesicht bekommen.« (Grothe 1903: 352) Zur »Angabe dieser Tatsache« sehe Grothe sich veranlasst, da er nach seiner Rückkehr »in deutschen Zeitungen die abenteuerliche Kunde lesen mußte: ›Die türkischen Behörden konnten den Reisenden die Sicherheit des Lebens nicht garantieren und gestatteten daher den Eintritt erst, nachdem die Herren sich bereit erklärt hatten, auf eigene Gefahr zu reiten.«« (Grothe 1903: 352)

11 Auch wenn sie laut Gelzer durchaus ordnend wirken können: »Man versicherte mir übrigens, daß in den letzten Zeiten das Räuberunwesen etwas abgenommen habe. Die Bravos, größtenteils Albanesen, fürchteten sich vor den bulgarischen Desperados, den Komitadschis, die unerbittlich mit ihnen aufräumten. Sie sind daher im ganzen auffallend zahm und selten geworden. So hat hier manches Übel auch sein Gutes im Gefolge.« (Gelzer 1904: 200)

Albanesen, der bewaffnet ging, als eine Merkwürdigkeit; wie kindlich einfach erscheint die Art, in der Grisebach das Land bereiste, im Dienst der Behörden! Heute ist der Reisende, sowie er sich von der Straße entfernt, sein eigener Herr, aber auch sein eigener Schützer und einziger Helfer.« (Oestreich 1904c: 451)

Das Land als Herausforderung und Bedrohung für den »junge[n], die geomorphologischen Verhältnisse erkundende[n] Deutsche[n], der hierhin und dorthin ritt, alles mögliche aufschrieb, oft mit nur zwei, oft mit nur einem bewaffneten Begleiter« (Oestreich 1904c: 452) – dass diese Inszenierung auch und insbesondere der Selbststilisierung des Autors als eine Art Kara ben Nemsi dient, darauf verweisen Passagen wie:

»Sind schon die Becken und Täler Makedoniens nur wenigen durch Stellung und Abstammung Bevorzugten zugänglich, so gilt dies in weit höherem Maße von den Gebirgen, die deshalb geradezu eine terra incognita darstellen. [...] Von den Bewohnern wie von seiten der Regierung wird ein Besuch der Gebirgsländer erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Und in vielen Gebieten erwarten den Besucher wirkliche Gefahren. Ich kann mich mancher Momente entsinnen, die nach der Summe des persönlichen Einsatzes, nach dem alleinigen Vertrauen müssen auf eigene Tatkraft, Mut und Schnelligkeit, das meiste hinter sich lassen, was wir aus berühmten afrikanischen und anderen Reiseschilderungen kennen.« (Oestreich 1904c: 450)

Dass Mazedonien laut Oestreich auch um die Wende zum 20. Jahrhundert noch eine »terra incognita« ist, selbst in unmittelbarer Umgebung des als »Bahnknotenpunkt« (Oestreich 1904a: 198) beschriebenen Üsküb [Skopje], ermöglicht es ihm ganz im Stil der Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts an Orten zu sein, »an die sich noch nie eines ›Europäers‹ Fuß [...] verirrt« (Oestreich 1904b: 251) habe, eine Formulierung, die Oestreich mehrmals in unterschiedlichen Variationen verwendet. Diese Konstruktion Mazedoniens als *terra incognita* steht in merkwürdigem Kontrast zu Grothes Schilderung, der bei der Einreise nach Mazedonien mit der Bahn von Belgrad aus an der türkischen Grenze die Beschlagnahme einer »kleinen Sammlung von Literatur über Makedonien, [...] die Werke von Autoren, die sich in der makedonischen Frage, namentlich hinsichtlich der Nationalitätenverteilung so grimmig beflehen«, und einer »volle[n] Serie der österreichischen Generalstabskarten von Makedonien und Albanien, alles nach türkischen Zensurvorschriften schwere Kontrebande« (Grothe 1903: 307), die sich in seinem Rucksack befinden, befürchtet. Doch auch Grothe merkt an, trotz der Tatsache, dass die »durch deutsches Kapital und deutsche technische Leitung seit dem Jahre 1894 beendete ›Société du Chemin de fer Ottoman Salonique-Monastir‹ eine Verkehrsader durch einen von der Natur reich begünstigten und zu hohem Aufblühen geschaffenen Landteil Makedoniens geführt« (Grothe 1903: 323) habe, seien »selbst

wissenschaftlich gebildete Reisende [...] deutscherseits auf diesem jetzt so bequemen Wege ins Innere Makedoniens selten vorgedrungen, obwohl hier der Aufgaben noch so manche für geschulte Beobachtung sich bieten« (Grothe 1903: 323). Grothe schwelgt in Schilderungen landschaftlicher Schönheiten – sein Weg führt ihn etwa durch eine »waldige und gebirgige, streckenweise ungemein schöne, an Jura- und Schwarzwaldpartien erinnernde Landschaft« (Grothe 1903: 372) – und beklagt: »Auch die Touristik, die gerade im Orient seit einem Jahrzehnt sich auf der Suche nach neuen Pfaden befindet, hat diesen herrlichen Winkel türkischer Erde leider bis heute nicht aufgespürt.« (Grothe 1903: 323) Dass dem Land dennoch eine blühende Zukunft auch als Tourismusdestination bevorsteht, davon zeigt sich Gelzer überzeugt, als ihn der Ausblick von der Kirche Sveti Kliment in Ohrid zu folgender Reflexion inspiriert:

»Hier bot sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unsern Füßen die Stadt mit ihren weißen Häusern, vor uns die tiefblaue weitausgedehnte Seefläche, deren verschwimmende Ufer im äußersten Süden man kaum erkannte. Das Seebecken ist rings umschlossen von edel geformten, teilweise dicht bewaldeten Berghöhen. Wenn einmal Ruhe und Friede in diese schwer geprüften Landschaften wiedergekehrt sein wird, dann lässt sich vielleicht auch das Geld beschaffen, um die Bahn von Monastir über Ochrida und weiter über Jannina nach der epirotischen Küste oder durch das Albanergebiet nach Durazzo zu bauen. Unter einer geordneten Verwaltung müsste Makedonien mächtig emporblühen. Bei geregelten, der Neuzeit entsprechenden Verkehrswegen würde der Handel lebhafter werden, und zweifellos würde bald ein starker Fremdenstrom das landschaftlich sehr schöne Bergland so gut wie andere Alpenlandschaften aufsuchen, während heute dasselbe nur unter militärischem Schutze besucht werden kann.« (Gelzer 1904: 155-156)

In den Reiseberichten der Zeit stehen neben diesen Schilderungen blühender, fruchtbarer Landschaften auch weiterhin Inszenierungen der Landschaft als Einöde und Wüstenei, etwa wenn Oestreich etwas dramatisierend formuliert: »Die offiziellen Kreise, die Behörden selbst denken mit Schrecken an diese rauen, kalten Landschaften ohne Wege und Dörfer; die Gebirge liegen seitab, blieben zum Teil ganz unbekannt, sind in der Phantasie der Leute des Tieflands von Räubern, Haiduken und Arnauten bewohnt.« (Oestreich 1904c: 453) Überwiegend aber wird die Landschaft Makedoniens als grüne, fruchtbare Gegend in Szene gesetzt, die »malerische frische Bilder« (Grothe 1903: 338) bietet. Das Reiseerlebnis, das sie ermöglicht, ist – bei gutem Wetter und wenn gerade keine Räuber oder »Komitadschis« drohen – nicht selten »entzückend« (Gelzer 1904: 191). Insbesondere

Grothes Schilderungen sind dabei zum Teil von einer gewissen »Gaiaerotik«¹² geprägt, die koloniale Begierde durchscheinen lässt; etwa wenn er während der Eisenbahnfahrt entlang des Vardar formuliert: »Saftige, strotzende Erde dehnt sich nun, die nach Pflug und Spaten verlangt.« (Grothe 1903: 310) Orientalistische Inszenierungen Mazedoniens, wie sie etwa Grisebach vornahm, sind in den Publikationen um die Wende zum 20. Jahrhundert, die sich mit der »mazedonischen Frage« auseinandersetzen, sonst allerdings wenig vorhanden. Wiederum Grothe wäre hier zu nennen, der in »Salonik« in »drückende[r] Schwüle« und morgenländischem Mondlicht »junge Jüdinnen« verhalten erotisch in Szene setzt¹³ und damit zugleich das Stereotyp der »schönen Jüdin« bedient, oder auch Gelzer, der nach dem Hörensagen einen Harem in Kastoria schildert, in dem »fünf Gattinnen und zahlreiche Dienerinnen in dreiundfünfzig Zimmern hausten«, wobei er sich allerdings mit sexuellen Anspielungen zurückhält, sondern vielmehr vermerkt, dass die Damen »die prachtvollen Decken und Kissen des Männerhauses stickten und die wohlschmeckenden Speisen bereiteten.« (Gelzer 1904: 234)

Ebenfalls so gut wie keine Rolle spielt das Schmutzstereotyp, mit einer markanten Ausnahme bei Grothe. Der zieht bei der Schilderung einer Übernachtung im Ohrider »Hotel de Salonique« alle Register: Schon der Zugang zum Zimmer ist nur »durch fußhohen Mist« (Grothe 1903: 374) möglich; dort entströmt dann genau gegenüber den Fenstern »blutige[n] Häute[n] in stattlichen Reihen, die von tausenden emsiger Fliegen umsummt sind«, ein »erstickender Duft« (Grothe 1903: 374), und nachts stören Unmengen von Wanzen ganz empfindlich die Bettruhe: »Geradezu in militärischer Ordnung ziehen sie die Wände in die Höhe, hier und da gewaltige Exemplare gleich einem Major zu Pferd an der Spitze der Reihen.« (Grothe 1903: 375) Derlei Ungeziefer sei aber »in heißen Landen« vollkommen üblich und »mit orientalischem Gleichmut« (Grothe 1903: 374) zu ertragen. Grothe und sein Reisebegleiter sind – mit ironischem Seitenhieb auf zeitgenössische Schilderungen Mazedoniens als von Unsicherheit und Gefahr geprägter Region – »in der Meinung einig, daß in einem Punkte Makedonien und Albanien sicher ein recht gefährliches Gebiet sein dürfte.« (Grothe 1903: 376) In Ohrid hält es sie nicht, früh am nächsten Morgen reisen sie wieder ab.

Auch Gelzer nimmt auf das Schmutzstereotyp Bezug, allerdings mit vollkommen anderem Impetus. Er, der in Ohrid »im Gasthause von Thessalonike«, einem höchst primitiven Chan« (Gelzer 1904: 148) unterkommt, merkt an: »Zum Lobe

12 Den Begriff der »Gaiaerotik« hat Malte Fuhrmann als Schlagwort für das »mystifizierte und sexualisierte Verlangen nach Inbesitznahme von Territorium« (Fuhrmann 2006: 40) geprägt. Zu deutschen kolonialen Ambitionen in Mazedonien vgl. Kapitel 4.1 dieser Arbeit.

13 »Das Mondenlicht bricht sich auf den langen grünen und gelben Bändern der runden Kopfhäuben, auf den weißen Stickereien des Mieders, den rotbraunen, bauschigen Rücken des Überkleides; etwas Märchenhaftes, Verstecktpträchtiges, die Sinne Schmeichelndes atmet unter diesem warmen Lichte das Spiel der Farben und Gewänder.« (Grothe 1903: 316)

unseres feinen Hotels muß ich übrigens bemerken, daß hier, wie auf dem Athos und in ganz Makedonien, die Betten von tadelloser Reinlichkeit waren. Eine große Büchse »Persisches Pulver« hatte ich von Jena ganz umsonst mitgeschleppt [...].« (Gelzer 1904: 149)

Die antike Vergangenheit der Region wird hingegen wie schon in den früheren Reiseberichten stark rezipiert, wobei das antike Reich der ›Makedonen‹ stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt. Vor allem Grothe lässt sich von seiner Fahrt durch »altes makedonisches Kernland« (Grothe 1903: 310) zu mancherlei Reflexionen über das Leben der makedonischen Herrscher inspirieren. So veranlasst ihn der Gedanke an den Asienfeldzug Alexanders zu Spekulationen, dass der Weg dieses Königs »wieder einmal in kühnem, eroberndem Zuge begangen werden« könnte, von »einem zweiten Heros, von einem anderen Volke«, allerdings »vielleicht nicht mit blankem Schwert, sondern mit Pflugschar und Hacke, mit den Erzeugnissen heimischer Arbeit, mit den Waffen des Geistes« (Grothe 1903: 313) – kein Zweifel, wer dieses andere Volk wohl sein werde. Grothe verweist aber wie oben erwähnt auch darauf, dass die ›bulgarischen‹ Aufständischen sich ebenfalls auf Alexander den Großen als »Vorfahr und Schirmherr« (Grothe 1903: 346) berufen.¹⁴ Die Geschichtsvergessenheit der Einheimischen ist also nicht mehr so ausgeprägt wie noch von Grisebach und Hahn dargestellt. Doch betont Grothe ja, dass der Aufruf der »Komitadschis« in der allgemeinen Bevölkerung kaum Widerhall gefunden habe. Und von Mach vermerkt explizit:

»Von den gewaltigen Macedoniern, vor allem dem Grossen Alexander, der den Ruhm seiner Krieger bis an Chinas Grenzen führte, erzählen heute kaum einige Steinhaufen inmitten von Aehrenfeldern. Ueber Pella zieht der Pflug des Balkanbauers; stier und stumpf blicken die weissen Augen seiner Büffel, und der Mann, der die Büffel vor dem ungefügten Holzklotz treibt, ahnt nichts von der vergangenen Herrlichkeit unter seinen Füßen. Wer mit schweren Sorgen der Gegenwart zu ringen hat, dem weiss die Vergangenheit nichts zu sagen.« (Mach 1906: 7)

Es lässt sich festhalten, dass der deutschsprachige Mazedonien Diskurs um die Wende zum 20. Jahrhundert, der insbesondere von der ›mazedonischen Frage‹ geprägt ist, trotz der vielfältigen und einander oft widersprechenden Stimmen insgesamt das Bild einer Region malt, die zwar vielfaches Entwicklungspotenzial aufweist – sogar zu einer »Balkanschweiz« (Mach 1906: 6) werden könnte –,

14 Auch Fallmerayer weist bereits in seinem Reisebericht von 1845 mit mildem Spott darauf hin, dass von Stimmen in der Region die slawischen Einwohner Mazedoniens in eine direkte Abstammungslinie mit den antiken Makedoniern gebracht wurden: »Ein ›Weiser‹ in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn slavisch geredet haben.« (Fallmerayer 1845: 186) Die sogenannte »Antikisierung«, wie sie von der Regierung Gruevski in der Republik Mazedonien vorangetrieben wurde und sich etwa im Projekt »Skopje 2014« äußerte (vgl. Kapitel 1), befindet sich also durchaus in einer gewissen Tradition.

aber insbesondere aufgrund von ›Türkenherrschaft‹ und Nationalitätenkonflikten vollkommen darniederliegt und geradezu in Gewalt zu versinken scheint. Angesichts der von blutigen Auseinandersetzungen, von Mord und Totschlag geprägten »mazedonische[n] Zustände« (Gelzer 1904: 246) ist der Blick auf den »Wetterwinkel« (Mach 1895: 1; Hesse-Wartegg 1909: 103) Europas, diesen »Hexenkessel des europäischen Orientes« (Mach 1895: 1), trotz der fruchtbaren Landschaften reichlich düster. Mazedonien ist zum Inbegriff eines Landes geworden, dem Krieg, Zerstörung und Gewalt ihren Stempel aufdrücken:

»Weit wichtiger, größer, volkreicher und von der Natur gesegneter als Serbien und Montenegro, selbst Bosnien dazu, ist der Mazedonien genannte Teil der Balkanhalbinsel, der mit Ausnahme des Vilajets Adrianopel alles umfasst, was dem Osmanenreich auf dem europäischen Festland überhaupt noch geblieben ist. Auf den 130000 Quadratkilometern Mazedoniens wohnen über vier Millionen Menschen; das Gebiet ist also von der Größe Süddeutschlands, einschließlich der Reichslande, mit der Einwohnerzahl von Württemberg und Baden. Es ist ein Wunder, dass es heute noch so viele sind, denn was in diesem Wetterwinkel Europas, soweit die Geschichte zurückreicht, für Kriege ausgefochten, Schlachten geschlagen, Städte verbrannt, Kulturen zerstört, Menschen ermordet worden sind, übersteigt wohl alles, was irgend ein Land unseres Kontinents zu erleiden gehabt hat. Statt eines dreißigjährigen Krieges war es ein mehrhundertjähriger, ein Krieg zwischen Staaten, Provinzen, Volksstämmen, selbst von Familien und einzelnen Menschen gegeneinander.« (Hesse-Wartegg 1909: 103-104)

3.2 »Finstere Gesichter, hohe, schlanke Gestalten«. Die Herausbildung des ›Heroismus-Stereotyps‹

In fiktionaler Literatur fand die ›mazedonische Frage‹ erst relativ spät Eingang. Zunächst wurde sie, wie die in Kapitel 3.1 analysierten Texte zeigen, ausschließlich in wissenschaftlichen Studien und Reiseberichten diskutiert, deren Verfasser jeweils für sich in Anspruch nahmen, durch eigene Erfahrungen vor Ort die Situation authentisch und objektiv wiederzugeben – wobei vor allem die Causa Gopčević eindrücklich aufzeigt, wie stark der fiktionale Charakter solcher angeblich authentischer ›Augenzeugenberichte‹ sein kann. Konstruktionen sind auch die Schilderungen der zu wissenschaftlichen Zwecken Reisenden im Sinne poststrukturalistischer Diskurstheorie allemal. Dennoch sollen Romane, in denen Mazedonien und seine Bewohner eine Rolle spielen, in diesem Kapitel gesondert betrachtet werden.

Erstmals treten »Mazedonier« – hier zwar offensichtlich als ›bulgarisch‹ aufgefasst, aber doch deutlich von den ›Bulgaren‹ unterschieden – in dem Roman *Welko, der Balkankadett. Eine Erzählung aus dem Balkankriege 1912/13* von Kurt Aram [d. i.

Hans Fischer] auf, der 1914 im Ullstein-Verlag erschien. Wie der Titel sagt, spielt der in Nullfokalisierung verfasste Roman während der beiden Balkankriege in den Jahren 1912 und 1913, in denen zunächst eine Koalition aus Bulgarien, Serbien und Griechenland die osmanische Herrschaft im größten Teil der ›europäischen Türkei‹ beendet, auch in Mazedonien, und anschließend untereinander – Bulgarien gegen Serbien und Griechenland – um den Besitz Mazedoniens kämpft.¹⁵ Hauptprotagonist ist der zu Beginn des Romans siebzehnjährige Welko aus einem Dorf bei Sofia, der sich wie die anderen Dorfbewohner nichts sehnlicher wünscht, als in den Krieg gegen die Türken zu ziehen, auch er bewegt von einem »Haß, der jahrzehntelang sich nicht offen hatte Luft schaffen dürfen, eine[r] nie schlummern-de[n] Begierde nach Rache für Tausende von niedergemetzelten Brüdern in Mazedonien und Thrazien, eine[r] alte[n] Wut, die von Vätern und Großvätern her allen im Blute lag« (Aram 1914: 9-10). Er ist aber zu jung und wird so während der von allgemeinem Jubel begrüßten Mobilmachung von der Armee abgewiesen. Um trotzdem in den Kampf ziehen zu können, bleibt ihm nur der Weg an einen sinistren Ort in Sofia, von dem ihm sein Großvater berichtet hatte: »Am wildesten aber gehe es vor dem ›Lomski Han‹ zu, der alten Komitadschierberge, wo die mazedonischen Bruderschaften ihre Freiwilligen sammelten und mit Gewehren, Messern und Bomben ausrüsteten.« (Aram 1914: 8-9) Diese Freischaren nehmen Welko tatsächlich auf, seinem Weg an die Front in der Kompanie von »Hauptmann Nikow, ein geborener Mazedonier« (Aram 1914: 51) steht nichts mehr im Wege. In der Folge ist er nach mühseligen, verlustreichen Kämpfen an der kriegsentscheidenden Erstürmung von Adrianopel [Edirne, heute Türkei] beteiligt und kämpft im Zweiten Balkankrieg in der Gegend von Saloniki, wo die Soldaten die Nachricht von der Niederlage ereilt und Hauptmann Nikow Selbstmord begeht: »Die Türken waren wieder in Adrianopel. Diese Nachricht hatte Hauptmann Nikow nicht überleben können. Deshalb hatte er sich erschossen.« (Aram 1914: 225)

Die ›Mazedonier‹ werden in *Welko, der Balkankadett* als erfahrene, außerordentlich tapfere und unerschrockene Krieger inszeniert, denen allerdings etwas Raubtierhaftes, Grausames, Zügelloses und Geheimnisumwittertes anhaftet. Schon in der Schilderung des »Lomski Han« deutet sich das an:

»Wenn die reguläre Armee keine Verwendung für sie hatte, hier, am düsteren, unheimlichen, auch von manchem Bulgaren gefürchteten Lomski Han, haftete ihre letzte Hoffnung. Es ging nicht laut zu wie sonst in der Stadt. Das hätte auch schlecht gepasst zu der düsteren Herberge, die viele Hundert Komitadschis hatte kommen und gehen sehen, deren Gebeine längst in den türkischen Bergen und Tälern jenseits der Grenze gebleicht waren.« (Aram 1914: 30)

15 Eine lesenswerte Quelle zum ersten Balkankrieg auf dem Gebiet Mazedoniens ist der Bericht des Schweizer Arztes Adolf Lucas Vischer, der als Freiwilliger im Dienst des Serbischen Roten Kreuzes insbesondere in Skopje und Bitola eingesetzt war (vgl. Vischer 1913).

Entsprechend werden die ›Mazedonier‹ bei Welkos erster Begegnung mit ihnen eingeführt: »Finstere Gesichter, hohe, schlanke Gestalten. Auf den ersten Blick wusste Welko Bescheid: Das waren Komitadschis.« (Aram 1914: 31) Die an Strapazen gewohnten Kämpfer bewegen sich auch in schwierigem Gelände mühelos und finden so immer wieder in besonders anstrengenden und riskanten Einsätzen Verwendung:

»Die Vorhut wurde von zwanzig erprobten Mazedoniern aus der Schar der Freiwilligen gebildet. Wie die Katzen sprangen sie von Hügel zu Hügel, derweil die Truppe, Gewehr bei Fuß, lautlos wartete. Wie die Schlangen schlängelten sie sich durch niedriges Dornengestrüpp vorwärts, derweil die Truppe ihnen mit angehaltenem Atem nachsah.« (Aram 1914: 52)

Allerdings sind sie auch nur mit äußerster Härte in Zaum zu halten, denn die »Disziplin, wie sie für jede reguläre Truppe nötig ist, kannten die Mazedonier noch nicht« (Aram 1914: 58). Beispielhaft soll hier eine Episode referiert werden, in der einer der ›Mazedonier‹ namens Milo Badschija eine Hauptrolle spielt. Auf dem Vormarsch lagern die Soldaten eines Nachts im Wald, als ein Bär in der Nähe »die Neulinge«, also die ›Bulgaren‹, durch sein Brummen aufschreckt, während sich die »erprobten Mazedonier« durch nichts aus der Ruhe bringen lassen. Da erlebt der bulgarische Schreiber Diado Jozo, der aus der regulären Armee ausgemustert worden und daher zur Freischar gestoßen ist, einen Schrecken eigener Art:

»Immer wieder brummte der Bär und schreckte die Neulinge aus der Ruhe. ›Warte, Schreiberlein, ich werde dir Ruhe verschaffen,‹ flüsterte ein Mazedonier, und Diado Jozo sah mit Schrecken, wie die Augen des Mannes im Dunkeln grünlich funkelten wie die eines Raubtieres. Schon aber war der Mazedonier lautlos von der Seite des Schreiberleins verschwunden, und Diado Jozo lauschte nun erst recht ängstlich in die Nacht hinein. Was konnte der tolle Mazedonier nur vorhaben?« (Aram 1914: 54-55)

Was er vorhat, stellt sich bald heraus: Man hört unterdrückte Kampfgeräusche, dann wird es still, und schließlich heißt es: »Plötzlich leuchteten wieder zwei grünliche Augen über ihm. ›So, Schreiberlein, jetzt kannst du ruhig schlafen,‹ sagte der Mazedonier und streckte sich wieder neben Diado Jozo auf die Erde, als wäre nichts geschehen.« (Aram 1914: 55) Als Hauptmann Nikow Milo Badschija am nächsten Morgen wütend zur Rede stellt, erklärt dieser lakonisch, der Bär habe ihn gestört, deshalb sei er hingegangen und habe ihn getötet. Um sich den Feinden nicht durch einen Schuss zu verraten, hätten ihm seine Arme und ein Messer genügt. Als der Hauptmann einwendet, er hätte schreien können, wenn ihn der Bär überwunden hätte, antwortet er kurz: »Ich schreie nicht, Herr Hauptmann!« (Aram 1914: 55) Dass der Hauptmann ihm wegen Missachtung seiner Befehle die – zunächst noch ausgesetzte, um sich dem Feind nicht durch einen Schuss zu verraten

ten – Todesstrafe verkündet, nimmt er stoisch hin. Später meldet er sich freiwillig für ein Himmelfahrtskommando, da sein Leben ohnehin verwirkt sei, und Hauptmann Nikow stellt ihm ein Erlassen der Todesstrafe in Aussicht, sollte er überleben. Er fällt aber während des Einsatzes.

Mehrschichtiger fällt die Zeichnung der ›Mazedonier‹ im Falle eines Angehörigen der »Komitadschis« aus, der während des Kriegseinsatzes zu einem Mentor für Welko wird: Naum Denko, ein »sehr gelehrter Mann« (Aram 1914: 49), dem durch die osmanische Herrschaft in Mazedonien großes Leid widerfahren ist:

»Am liebsten aber hielt sich Welko zu jenem Mazedonier, der ihm damals im Lomski Han so freundlich auf der Bank der Kaffeetrinkenden und Rauchenden Platz gemacht hatte. Er war Lehrer in Monastir gewesen und hieß Naum Denko. Ein kräftiger Mann, der erst alle Geschwister und dann auch Frau und Kind durch die Baschi-Bosuks, die Türkenbanden, verloren hatte. Er war aber trotzdem ein freundlicher Mann geblieben, der ein Herz hatte für jedermann [...].« (Aram 1914: 44)

Tapfer, gebildet, trotz des Verlustes seiner Nächsten durch die »Türkenbanden« menschlich geblieben – Naum Denko ist eine ausgesprochen positive Figur, die auch deutschen Lesern großes Identifikationspotenzial bietet. Doch unter den Mazedoniern in *Welko, der Balkankadett* ist er eine Ausnahmeerscheinung. Und das Menschliche, das die Gräueltaten der »Baschi-Bosuks« Naum Denko nicht nehmen konnten, es scheint in Mazedonien ebenso selten zu sein. Das Land, das gegen Ende des Romans auch zum Schauplatz der Handlung wird, gebiert Grausamkeit und Unmenschlichkeit, die sich nun wie eine ansteckende Krankheit auch unter den bulgarischen Soldaten ausbreiten. Dazu tragen die als lebensfeindlich geschilderten natürlichen Gegebenheiten – »kahle Berge, [...] dichte Wälder, Dornengestrüpp, Bäche und kleine Flüsse« und eine Sonne, die »immer heißer und unerbittlicher« brennt (Aram 1914: 221) –, vor allem aber der mitleidlose Bandenkrieg der »Komitadschis« bei:

»Kam man durch feindliche Dörfer, überfiel man sie und ließ alle Wut an ihnen aus. Befand man sich hier nicht sowieso in Gebieten, in denen serbische und bulgarische Banden seit Jahrzehnten wider einander gewütet hatten wie die Wilden? War nicht alles Land ringsum getränkt vom Blut der Opfer dieses unermüdlichen, unerbittlichen Bandenhasses? Hing dieser Hass nicht wie ein blutrünstiger Dunst über dem ganzen armen, gequälten Land? Das legte sich wie ein ansteckendes wildes Fieber auf die Soldaten. Sie wurden grausam. Und die Führung des Heeres konnte nicht immer Herr bleiben über die gequälten Leute, die ihre Wut immer häufiger an Unschuldigen ausließen.« (Aram 1914: 223-224)

Angeregt zu *Welko, der Balkankadett* wurde der Journalist und Schriftsteller Kurt Aram, von Herbert Fritsche nach seinem Freitod zum »magische[n] Dichter und

Deuter« (Fritsche 1935) verklärt, wohl während eines Aufenthalts in Bulgarien im Rahmen der Deutschen Orient-Mission im Jahr 1913, der humanitären Zwecken diene (vgl. Kirova 2009: 220). Es ist allerdings davon auszugehen, dass er darüber hinaus mit Bulgarien vertraut war, da *Welko, der Balkankadett* eine profunde Kenntnis bulgarischer Literatur verrät und zudem im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts aufgrund seiner Detailfülle sogar in der bulgarischen Geschichtswissenschaft als Quelle für die Balkankriege genutzt wurde, ungeachtet der Tatsache, dass es sich um einen Roman handelt (vgl. Endler 2019: 20-25). Ein längerer Bulgarienaufenthalt schloss sich in jedem Fall 1917/18 an, als Aram Chefredakteur der von der neu gegründeten Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft herausgegebenen *Deutschen Balkan-Zeitung* war (vgl. Kirova 2009: 218). Auch dieser Aufenthalt resultierte in einem Roman, in dem »Mazedonier« eine bestimmende Rolle spielen: *Leda. Roman aus dem nahen Osten*, erschienen 1926 in der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Der in Nullfokalisierung verfasste Roman handelt zur Gänze in Sofia und Umgebung, im Kriegsjahr 1917. Hauptfigur ist der Deutsche Friedrich Franz von Kaufmann, früherer Offizier in »Afrika« – in den Kolonien – und nun in geheimer diplomatischer Mission als deutscher Verbindungsmann zu den »Mazedoniern«, namentlich zu deren »Inneren Organisation« (Aram 1926: 170), in der bulgarischen Hauptstadt. Seine wichtigste Kontaktperson ist ein führendes Mitglied der Organisation namens Peter Karakinow, ergänzt um Christo Serafinow, ebenfalls ein Mitglied des inneren Zirkels (er ist »erster Rechnungskontrolleur der Inneren Organisation«; Aram 1926: 170).¹⁶

Das Leben in Sofia geht einen recht gemächlichen Gang zwischen Empfängen, Kaffeehausbesuchen und Wohltätigkeitsveranstaltungen, bei denen die deutschen und österreichischen Diplomaten und Offiziere gern gesehene Gäste sind. Man langweilt sich ein wenig, erzählt von Kriegserlebnissen und flirtet mit den jungen Damen der Gesellschaft. Alles recht harmlos, fast schon idyllisch, wären da nicht die Banditen in den umliegenden Bergen (»serbische Deserteure«; Aram 1926: 65),

16 In der Tat bediente sich das Deutsche Reich insbesondere zu Beginn des Ersten Weltkriegs der Geheimdiplomatie, um über die Mitglieder des sogenannten »Zentralkomitees der Rest-IMRO«, Todor Aleksandrov, Aleksandăr Protogerov und Petăr Čaulev Einfluss auf die bulgarische Regierung auszuüben und sie zum Kriegseintritt an der Seite der Mittelmächte zu bewegen. Angeführt wurde dieses »Unternehmen Roselius« vom Bremer Kaffeefabrikanten Ludwig Roselius (zu Roselius vgl. auch Kapitel 6.1), seiner »seltsam illustren Truppe« (Troebst 2007c: 88) gehörten außerdem noch »Frédéric Hans von Rosenberg, Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Sofia, Friedrich von der Goltz, Militärattaché daselbst, Dr. Stange, Direktor der Sofioter Disconto-Tochtergesellschaft Kreditna banka (»Kreditbank«) u.a.« (Troebst 2007c: 88) an. Zum Unternehmen Roselius vgl. neben Troebst 2007c: 88-89 und Troebst 2007d: 157-159 ausführlich Friedrich 1985: 211-217. Arams Protagonisten Peter Karakinow und Christo Serafinow könnten u.a. von Protogerov und Čaulev inspiriert worden sein. So stammt der äußerst einflussreiche Karakinow wie Protogerov und Čaulev aus Ohrid und war »ein führender Mann in den Freiheitsbewegungen« (Aram 1926: 20).

die eine harmlose Spazierfahrt zum Abenteuer machen – und die »Mazedonier«. Diese werden zwar als gebildete und kultivierte Menschen geschildert, die sich in internationalen Zusammenhängen bewegen. So ist das Haus von Peter Karakinow, der Zugang zu höchsten politischen Kreisen hat, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt. Er selbst hat in Deutschland studiert und ist mit einer Deutschen verheiratet, und sein Patenkind Leda, die Tochter Christo Serafinows, hat das amerikanische Robert College in Istanbul besucht. Zugleich sondert sich die Gruppe der »Mazedonier« aber auch ab: »am wenigsten zahlreich stellten sich im Hause dieses Mazedoniers [Peter Karakinow] albulgarische Familien ein« (Aram 1926: 20). Menschen, die »weder zur Verwandtschaft noch zur Partei gehören« (Aram 1926: 247), sind ihnen in der Regel einigermaßen gleichgültig. Und es geht von ihnen eine manchmal unterschwellige, manchmal ganz explizite Bedrohung aus, die sie zu einem gefürchteten politischen Faktor macht: »Sie fürchten uns alle, Adda, das ist die Hauptsache«, sagt Peter Karakinow einmal zu seiner Frau (Aram 1926: 80). Um ihre Ziele durchzusetzen, schrecken sie, die zahllose Intrigen spinnen, auch vor kaltblütigem Mord nicht zurück. So wird Peter Karakinow gleich auf den ersten Seiten des Romans als brutaler Mörder mit jovialer, gutbürgerlicher Fassade inszeniert: Er holt gemeinsam mit seinem ebenfalls aus Ohrid stammenden Chauffeur Friedrich Franz von Kaufmann mit dem Wagen zu einem Jagdausflug ab. Am Abend zuvor hatte er ihm einige Andeutungen gemacht, die den Deutschen vermuten ließen, »es handle sich darum, einen mazedonischen Feind noch in dieser Nacht zu beseitigen.« (Aram 1926: 6) Tatsächlich deutet nun alles darauf hin, dass der Mord stattgefunden hat. Unter anderem meint von Kaufmann zu seinen Füßen einen Blutfleck zu entdecken:

»Vielleicht hatte sich der Mann in der Nacht auf dem Transport in die Einsamkeit zur Wehr gesetzt, und man hatte sich genötigt gesehen, ihm die Fahrt ins Unge-
wisse durch einen kleinen Dolchstoß zu erleichtern, was ja nur selten ganz ohne
Flecken abgeht, zumal in einem Auto, dessen Inneres erst kürzlich neu mit einem
zarten grauen Stoff überzogen worden ist. ›Schöner Tag!‹ sagte Peter Karakinow
und breitete eine Decke über seine und des Gastes Füße. Der Fleck war jetzt nicht
mehr zu sehen.« (Aram 1926: 7)

Später nimmt Karakinow noch einmal Bezug auf diese Episode, als er von Kaufmann nach einer geselligen Abendveranstaltung als letzten Gast spät in der Nacht zur Tür begleitet. Hier wird der Keller in Karakinows Haus – eine Reminiszenz an die Folterkeller des Horrormans? – zu einem Bestandteil der ›Topographie des Terrors‹ der »Mazedonier« und zur Metapher für das durch diesen Terror hervorgerufene Grauen, das durch die räumliche Abgetrenntheit zwar verborgen bleibt, aber doch einmal mehr erschreckend nahe rückt:

»Als der Hausherr hinter ihm die Haustür schloß, deutete er mit der rechten Hand nach unten, wo sich wohl die Kellerräume befanden und flüsterte mit einem breiten Lachen: ›Erinnern Sie sich noch an neulich? ... Da unten hielt ich ihn gefangen, etwa vierzehn Tage lang, keine Kleinigkeit bei dem Verkehr bei uns, was? Jetzt hat er endgültig Ruhe und wir vor ihm auch. Gute Nacht, wünsche wohl zu schlafen.‹ ›Danke schön, ebenfalls‹, erwiderte Friedrich Franz und beeilte sich, aus der Nähe des Hauses in sein Hotel zu kommen.« (Aram 1926: 33)

Der Jagdausflug zu Beginn des Romans ist allerdings noch in anderer Hinsicht handlungsbestimmend: Er führt auf dramatische Weise Leda Serafinow ein, in die sich von Kaufmann auf den ersten Blick heftig verliebt. Sie und ihr Vater waren auf dem Rückweg von ihrem Landgut überfallen worden, Karakinow und von Kaufmann finden das zerstörte Auto auf der Straße vor und treffen bei ihren Nachforschungen auf einer entlegenen Waldlichtung auf die gefesselte Leda, welche die Banditen mit Angaben zur Höhe des Lösegelds für ihren Vater und zum Übergabeort zurückgelassen haben.¹⁷ Die Beziehung zwischen Friedrich Franz von Kaufmann und Leda Serafinow steht fortan im Zentrum des Plots. Nach einigen Irrungen und Wirrungen, die zum Teil aus kulturell bedingten Missverständnissen (»Wer kennt sich aus in so einer Orientalin?«; Aram 1926: 217) und zum Teil aus der Geheimhaltung der Mission von Kaufmanns sowie der politischen Exponiertheit der »Mazedonier« resultieren, finden sie endgültig zueinander und reisen gemeinsam aus Sofia Richtung Konstantinopel, wo von Kaufmann eine neue Stelle antreten soll und Leda angeblich einige Wochen bei einer Freundin verbringen, in Wirklichkeit aber mit von Kaufmann durchbrennen will: »Aber ich bleibe auch nicht alleine in Konstantinopel zurück, ob als deine Frau oder als deine Geliebte, ich gehe mit dir, wohin du gehst.« (Aram 1926: 299)

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, wird Leda als selbstbewusste, unabhängige junge Frau inszeniert, die sich nicht für die Parteiinteressen ihrer Eltern und ihres Patenonkels instrumentalisieren lassen will und ihnen zeitweise schlicht den Gehorsam verweigert, was diese schockiert (vgl. Aram 1926: 177). Den Plan, sich heimlich mit von Kaufmann davonzumachen, ohne die Eltern einzuweihen, entwirft sie und bleibt treibende Kraft, während er sein Unbehagen daran äußert, die Serafinows und Karakinow zu hintergehen, die ihn mit allen Ehren verabschieden.¹⁸ Von Kaufmann bewundert sie darum, und als sie ihn einmal fragt, warum

17 Lösegeld wird allerdings nicht gezahlt: Karakinow und seine »Mazedonier« befreien Serafinow und töten die Entführer bis auf einen, der entkommen kann (vgl. Aram 1926: 65).

18 Mehrere Reden auf ihn werden gehalten, er wird »als Dank für seine Verdienste um die mazedonische Sache« zum »Leutnant der mazedonischen Division« ernannt, erhält einen Orden, für ihn werden »mazedonische Lieder gesungen und mazedonische Tänze zum besten gegeben« und bei der Abfahrt des Zuges spielt eine »mazedonische Kapelle [...] die deutsche Weise: ›Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus ...‹« (Aram 1926: 316-318)

er sie liebe, antwortet er, nachdem er allerdings zunächst ihre Schönheit erwähnt: »Um deiner freien Seele willen, um deiner heroischen Art willen, meine Königin.« (Aram 1926: 312) Auch bei ihrer ersten Begegnung schon hatte er ihr angesichts ihrer »merkwürdig getragene[n] Bewegungen [...] fast etwas Heroisches« (Aram 1926: 18) zugestanden, und ihr Gang hatte ihn zutiefst beeindruckt: »Schön und furchtlos wie eine Königin.« (Aram 1926: 19) Diese Furchtlosigkeit irritiert den Deutschen aber auch:

»Ihr Vater ist irgendwo bei den serbischen Räubern und sie tanzt, dachte Friedrich Franz. Merkwürdige Sitten. Schon neulich war ihm aufgefallen, als er darüber nachdachte, wie ungewöhnlich es eigentlich war, daß Leda Serafinow weder weinte noch jammerte, als der Chauffeur sie von den Fesseln befreite, ja überhaupt keine Gemütsbewegung zeigte, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, im einsamen Iskertal überfallen, gebunden und fortgeschleppt zu werden.« (Aram 1926: 25)

Doch es ist eben eine »fremde, ferne Welt« (Aram 1926: 111), aus der Leda stammt, eine Welt, der von Kaufmann mit einer Mischung aus Faszination, Bewunderung, Abscheu und manchmal auch Herablassung begegnet und die ihn hin und wieder »fassungslos« (Aram 1926: 285) macht, etwa, als er Leda heimlich auf dem Friedhof am Grab ihrer Schwester beobachtet und sich keinen Reim darauf machen kann, dass sie offensichtlich zu der Toten spricht: »Es muß sich da wohl um irgendeinen alten mazedonischen Aberglauben handeln, von dem ich bisher nichts wußte, sagte er sich. Er strich sich beruhigend durch das Haar und suchte wieder seinen Wagen auf.« (Aram 1926: 286)¹⁹

Fremd und exotisch ist auch Ledas Schönheit, die von Kaufmann mit chauvinistischer Metaphorik als im ›altbulgarischen‹ Kontext ungewöhnlich betrachtet und für die er eine bemerkenswerte Begründung findet:

»Wenn das Mädchen nur nicht so schön wäre ... Sonst wurde man doch hierzulande nicht allzusehr verwöhnt in diesem Punkt, wenigstens nach seinem Geschmack nicht. Die hiesigen jungen Mädchen waren zwar zum Teil recht hübsch, aber klein und zierlich, fast eine Ponyrasse, er aber war bei Pferden wie Menschen mehr für die großen und hochbeinigen Geschöpfe. Deshalb hatte ihm [sic!] Leda inmitten der zierlichen Altbulgarinnen wohl auch so verblüfft. Und dann Mazedonierin,

19 Worum es sich handelt, wird zumindest den Lesern durch den allwissenden Erzähler erklärt: »Sechs Tage und sechs Nächte wandert die Seele über die große Brücke, die vom Diesseits zum Jenseits führt. Solange sie diesen Weg noch nicht zu Ende gegangen ist, steht sie noch in Verbindung mit dem Diesseits. Sie will hören, wie es Vater und Mutter und Schwester geht, sie will erfahren, was man in der Stadt über sie spricht, sie will getröstet und unterhalten sein, damit sie auf dem langen Weg nicht ganz allein und verlassen ist. So lehrt altmazedonischer Volksglaube.« (Aram 1926: 285)

das heißt Rassenmischung, dabei die Mutter Ukrainerin, wie Frau Karakinow ihm erzählt hatte. Der Frauenschönheit scheint Rassenmischung sehr zuträglich zu sein.« (Aram 1926: 82-83)²⁰

»Mazedonierin, das heißt Rassenmischung« – warum dies so sei und was genau mit »Rasse« überhaupt gemeint ist, bleibt offen.²¹ Deutlich wird allerdings durch die Pferdemetapher, wie die Hierarchien in von Kaufmanns Vorstellung gestaltet sind: Ross und Reiter, animalische Energie und Vernunft bzw. Wille, wobei der Reiter, der das Pferd beherrscht und die Richtung vorgibt, offensichtlich der (rein-rassige) Deutsche ist.²² Diese Hierarchie wird später von Leda selbst noch einmal bekräftigt, als sie ihm auf die Frage, warum sie ihn liebe, antwortet: »Weil du ein Deutscher bist.« (Aram 1926: 312) Er komme ihr sogar deutscher als die anderen Deutschen in Sofia vor, dennoch habe sie an ihm gezweifelt, weil er sich »nicht mehr wie ein Deutscher« benommen habe – er hätte nicht »lange fragen, sondern nehmen« sollen. Und als er lachend erwidert: »Also doch ein Barbar!«, erklärt sie ihm, die Deutschen würden von den »anderen« nur aus Neid auf ihre Stärke »barbarisch« genannt,²³ und fügt hinzu: »Weil du stark bist, deshalb liebe ich dich, du Barbar!«²⁴ Allerdings sei es »Roheit, aber keine Stärke«, wollte er sie zwingen, und würde er sie bitten, wäre er »ein Schwächling wie so viele andere« (Aram 1926: 313).

20 Die Zwischenhaftigkeit, die von Kaufmann dem Balkan als Region zuschreibt, ist allerdings aus seiner Sicht weniger positiv, da sie dessen Bewohner unberechenbar macht: »Diese Mazedonier sind höllisch kitzlig im Ehrenpunkt, und im Orient ist in Liebesdingen überhaupt nicht zu spaßen, viel weniger als in Europa; und das besonders Mißliche ist, daß man auf dem Balkan nie ohne weiteres und im vornehinein weiß, ist er in diesem Punkt mehr europäisch oder mehr orientalisch.« (Aram 1926: 82)

21 Aram fügt sich hier allerdings in einen von Todorova postulierten Diskurs ein, der »den Balkan als Rassenmischung beschreibt, als eine Brücke zwischen den Rassen.« (Todorova 1999: 38).

22 Die Metapher von Ross und Reiter für die Beherrschung animalischer Kräfte durch den vernunftbegabten Menschen ist ein im europäischen Kulturkreis verbreitetes, archetypisches Bild (vgl. etwa Gephart 2007: 359). Sigmund Freud verwendet es, um das Verhältnis von »Ich« und »Es« zu illustrieren: »Man könnte das Verhältnis des Ichs zum Es mit dem des Reiters zu seinem Pferd vergleichen. Das Pferd gibt die Energie für die Lokomotion her, der Reiter hat das Vorrecht, das Ziel zu bestimmen, die Bewegung des starken Tiers zu leiten.« (Freud 1973: 83)

23 »Im Grunde sehnen sie sich ja nur nach eurer Stärke, denn sie allein imponiert den Menschen.« (Aram 1926: 313)

24 Aram rekurriert hier zum einen auf die im Ersten Weltkrieg von französischen und englischen Intellektuellen geprägte und propagandistisch verwendete Vorstellung von der Verteidigung der »westlichen« Zivilisation gegen die deutschen »Barbaren« (auch inspiriert durch die sogenannte »Hunnenrede« Kaiser Wilhelms II. im Jahr 1900 bei der Entsendung deutscher Soldaten zur Niederschlagung des chinesischen »Boxeraufstands«), der Thomas Mann sein Diktum von der Verteidigung der »tiefen« deutschen »Kultur« gegen die »oberflächliche« französische Zivilisation entgegensetzte (vgl. Münkler 2015: 24-26). Zugleich scheint aber auch Nietzsches »blonde Bestie« durch, Vertreter eines germanisch grundierten »Neuen Barbarentums« (vgl. Schneider 1997: 201-209).

Es ist sicherlich nicht zu weit hergeholt, interpretiert man Leda, die hier »genom-men« werden will, unabhängig von der sexuellen Komponente, die mitschwingt, als Metapher für das Land, das sie verkörpert, während Friedrich Franz von Kaufmann für Deutschland als Militär- und Kolonialmacht steht – allerdings eine Macht, die weniger auf rohe Gewalt als vielmehr eine *pénétration pacifique* setzt.

Auch an anderer Stelle des Romans spielen Heroismus und Schönheit eine bestimmende Rolle, diesmal auf einen Mann bezogen, einen »Mazedonier«, den Friedrich Franz von Kaufmann »besonders schätzte und der ihn interessierte« (Aram 1926: 98). Da die betreffende Textstelle unter mehreren Gesichtspunkten zentral für die Interpretation der in *Leda* vermittelten Mazedonien- und Mazedonier-Imaginationen ist, soll sie ausführlicher zitiert werden:

›Dieser Mazedonier, ein schöner Mensch, mit stets ernstem Gesicht, hatte, als er in ganz jungen Jahren zum Führer einer Bande gewählt wurde, vor ihr das Gelübde abgelegt, keine Zigarette zu rauchen, keinen Wein zu trinken, kein Weib zu berühren, bis Mazedonien befreit sei, und er hatte dieses Gelübde bis auf diesen Tag gehalten, wovon jedermann fest überzeugt war. Die beiden traten ein wenig beiseite. Friedrich Franz nahm ihn ein wenig unter den Arm und sagte: ›Darf ich Ihnen nicht endlich eine Zigarette anbieten?‹ ›Danke, danke, Herr von Kaufmann, es ist immer noch nicht soweit.‹ ›Mir scheint, Sie sind zu vorsichtig.‹ ›Ich bin das in fünfzehn langen Jahren geworden, ich habe es werden müssen.‹ Sein schönes, sehr regelmäßig geschnittenes Gesicht, das dem eines byzantinischen Heiligen glich, bekam einen herben, aszetischen Zug. ›Erst muß die allgemeine Friedenskonferenz glücklich vorbei sein‹, fuhr der Mazedonier fort. ›Dann vielleicht, dann hoffentlich.‹ Ein Funkeln huschte durch seine schwarzen Augen und ließ sie für einen Augenblick fast grün erscheinen wie die Augen eines hungrigen Raubtieres. Aber schon standen diese schwarzen Augen wieder in dem elfenbeinfarbenen schönen Gesicht ruhig und tief wie zwei Brunnen. ›Mit den Serben ist es doch wohl endgültig vorbei‹, meinte Friedrich Franz. Wieder funkelte es grün in den schwarzen Augen. ›Hoffentlich, aber meine beste Hoffnung ist Kaiser Wilhelm.‹ (Aram 1926: 98-99)

Die Schilderung dieses namentlich nicht genannten »Mazedoniers« verweist auf den »IMRO-Chef« (Troebst 2007d: 157) Todor Aleksandrov. So heißt es in einem von Ludwig Roselius verfassten Nachruf nach Aleksandrovs Ermordung im Jahr 1924: »Der edle Schnitt des Gesichtes, an einen gotischen Christuskopf mahnend, das schwarze Haar und die wundervolle Modellierung aller Linien, das saubere schneeweiße Gebiß und dann die herrlichen Augen voller Klarheit, Güte und Milde,

aber lodernd im Kampfe. [...] ›Kein Weib, kein Wein, kein Spiel bis Mazedonien frei!‹ So lautete sein Schwur.« (Zitiert nach Troebst 2007d: 157-158)²⁵

Diese Heroisierung der slawischen Mazedonier, die sich in Arams Komitadschi-Schilderungen von 1914 bereits angekündigt hatte, ist im Diskurs der deutschen Presse in der Weimarer Republik quer durch die Parteien weit verbreitet, wie Stefan Troebst in seiner Untersuchung »Macedonia heroica. Zum Makedonier-Bild der Weimarer Republik« anhand von zahlreichen Beispielen nachgewiesen hat (vgl. Troebst 2007d). Der mit allen Mitteln geführte ›Freiheitskampf‹ der IMRO insbesondere im infolge der Pariser Friedenskonferenz an Serbien gefallenem Teil Mazedoniens – dem sogenannten »Vardar-Mazedonien« bzw., aus serbischer Perspektive, »Südserbien« – faszinierte die deutschen Publizisten und führte zu einer Stereotypisierung Mazedoniens als »Macedonia heroica«. Dieses »Heroismus-Stereotyp« (Troebst 2007d: 112) wurde auch von der IMRO-Propaganda geprägt, die zwar diplomatisch in Deutschlands Politik kaum etwas bewirkte, dafür aber in der Presse ein umso größeres Echo fand. Dies ist auch vor dem Hintergrund des im Deutschland der Weimarer Republik weit verbreiteten Irredentismus zu sehen. Die aus dem Versailler Vertrag resultierenden Gebietsverluste im Osten und Westen sowie die Ruhrbesetzung sorgten dafür, dass »die Öffentlichkeit der Weimarer Republik empfänglich für die Propagierung von Identifikationsobjekten mit revisionistischer, national-revolutionärer bzw. -romantischer Zielsetzung war« (Troebst 2007d: 113; vgl. auch Sontheimer 1962). Dabei wurden die »mazedonischen« Freischärler häufig als Vorbilder, ihre Taten als »ganz konkrete Anleitung zum Handeln« (Troebst 2007d: 113) dargestellt (vgl. auch Kapitel 6 dieser Arbeit).

In Arams Darstellung ist dieser Vorbildcharakter allerdings trotz der starken Heroisierung kaum zu spüren. Das Raubtierhafte, Animalische, das dem in *Leda* geschilderten »Mazedonier« anhaftet, verweist trotz seiner scheinbaren Selbstbeherrschung auf Brutalität und Unberechenbarkeit, ähnlich wie bei den ebenso raubtierhaft inszenierten mazedonischen »Komitadschis« aus *Welko, der Balkankadett* von 1914 oder auch dem doppelbödigen, intriganten Mörder Peter Karakinow. Zudem macht der »Mazedonier«, der »dem deutschen Kaiser seinerzeit in Nisch vorgestellt worden war« (Aram 1926: 99), selbst deutlich, dass die Ziele seiner Organisation ohne die Unterstützung Wilhelms II., an dem er »mit einem schon mehr abgöttischen Fanatismus« (Aram 1926: 99) hängt, keinesfalls zu erreichen seien.²⁶

25 Zu den Reaktionen auf Aleksandrows Tod in der deutschen Presse, die von einem ähnlichen Duktus wie Roselius' Nachruf geprägt waren, vgl. Troebst 2007d: 158).

26 Die Begegnung mit dem deutschen Kaiser in Niš ist ein weiterer Hinweis auf Todor Aleksandrov, der bei dieser Gelegenheit von Wilhelm II. persönlich ausgezeichnet wurde (vgl. Troebst 2007c: 89). Das Zusammentreffen der »Komitadschis« mit dem Kaiser hat auch der Publizist und SPD-Politiker Adolf Köster, der im Ersten Weltkrieg als Kriegsberichterstatter u.a. an der Mazedonien-Front war, in seinen 1916 erschienenen, *Mit den Bulgaren* betitelten »Kriegsberichten aus Serbien und Mazedonien« geschildert. Auch er lässt keinen Zweifel an den Machtver-

So selbstbewusst die »Mazedonier« wie Karakinow auch auftreten mögen, letztlich sind sie doch abhängig vom Deutschen Reich. Daran ändert die persönliche Tapferkeit der »Komitadschis« nichts, auch wenn es in *Welko, der Balkankadett* ein »Mazedonier« ist, der den Bären lediglich mit einem Messer bewaffnet tötet, während dies bei Karl May noch das Vorrecht des deutschen Helden ist.

Allerdings findet hier eine Verschiebung des Stereotyps vom grausamen, aber auch heroischen und freiheitsliebenden Kämpfer von den ›Albanern‹ auf die slawischen ›Mazedonier‹ statt. Letztere waren als mazedonische »Bulgaren« in den Reisebeschreibungen etwa von Hahns noch als ausgesprochen gutmütig und harmlos geschildert worden, insbesondere im Vergleich zu den »Albanesen«. In den Mazedonienzeugnissen um die Wende zum 20. Jahrhundert haben sie ihre Unschuld verloren. Die slawischen – besonders die »bulgarischen« – »Komitadschis« werden in derselben Manier wie die »albanesischen« Räuber als skrupellos und brutal dargestellt, zunächst ohne eine Heroisierung zu erfahren. Zugleich allerdings werden zumindest von Hesse-Wartegg die »Albanier« zum »tapferen Bergvolk[]« stilisiert, in dem es »keinen Greis, kein Weib, kein Kind, fähig Waffen zu tragen [gegeben habe], das nicht todesmutig in den Kampf gegen die Türken gezogen wäre« (Hesse-Wartegg 1909: 114), dessen Aussehen freilich aufgrund der vielen zur Schau gestellten Waffen »nicht sehr vertrauenswürdig« (Hesse-Wartegg 1909: 117) sei. Bei Aram werden die »Mazedonier« insbesondere in *Welko, der Balkankadett* nun in vergleichbarer Weise zu heroischen, unerschrockenen Streitern für die Freiheit stilisiert, wobei sie durch ihre Undurchsichtigkeit und Brutalität jedoch

hält: »Aber am längsten und interessiertesten verweilte Wilhelm II. bei den mazedonischen Komitadschis. Hier zogen ihn sicherlich nicht nur die prachtvollen und verwegenen, buntbewaffneten Gestalten mit ihren graugrünen türkenähnlichen Krimmerkappen an. Um dieses Freiwilligenkorps, in dem idealistische Intellektuelle neben verwegenen Abenteurern fechten, schwebte der romantische Schimmer des alten, des sterbenden Balkan. Diese modernen Haiducken hatten früher gegen die Türken, dann gegen die Serben, jahrelang einen heimlichen illegitimen Volkskrieg geführt. Jetzt standen sie vor dem Oberstkommandierenden des ersten und modernsten Heeres der Welt – die einstigen Schützlinge der Burtons. Ihr Staunen mag nicht größer gewesen sein als das der alten Festungsmauern in ihrem Rücken.« (Köster 1916: 77) Zur Aleksandrov-Ikonographie passt Kösters Bemerkung, unter »den seltsamen Typen dieses Freikorps« sei ihm eine »langbärtige, bleiche Christusfigur« aufgefallen (Köster 1916: 78). Auch Kuehnelt-Leddihn alias Tomislav Vitezović liefert in seinem Roman *Die Anderen* von 1931 einen Beitrag zu dieser Ikonographie, in dem sich sowohl das Heroische als auch das Raubtierhafte, das Aram dem »Mazedonier« zuschreibt, als Motiv wiederholt, nun aber ins Tragische verkehrt: »Vor mir entsteht das Bild des großen Kämpfers; der pechschwarze, seidige Bart um das bleiche, nur von den dunklen Augen beseelte Gesicht, darüber die Lederkappe der Tschetnitsi mit dem Totenschädel, das Gewehr in der Faust: Todor Alexandroff, ein großes, tragisches Raubtier, das heroisch das zähe Leben der Verfolgten durchgelitten hat, ein Leben der Nacht an den Grenzen, ein Leben des Grauens, des Hungerns, ein Leben, das Wange an Wange mit dem Tode durchzittert, ein Trübsal ohne Hoffnung und Freude ist.« (Vitezović 1931: 9-10)

durchwegs ambivalente Charaktere bleiben. In gewisser Weise ließe sich also von den »Mazedoniern« als den neuen »Albanesen« sprechen, eine These, die sich unter anderem auch anhand des Augenmotivs belegen lässt. Der Blick bzw. das Auge der jeweiligen Protagonisten spielt nämlich – wohl auch im Verständnis vom Auge als Fenster zur Seele – in der Darstellung der einheimischen Bevölkerung bereits im 19. Jahrhundert eine prägnante Rolle. So konstatiert Hahn, der wiederholt den »albanesischen Blick« thematisiert:

»Dem albanesischen Blicke scheint überhaupt eine gewisse Starrheit und Härte eigenthümlich, welche je nach den Individuen zwischen Selbstbewusstsein, Kühnheit, Wildheit und Frechheit nüancirt, aber immer jeder feineren Herzensregung entbehrt. Dieser starre Blick ist darum noch kein offener, weil dieser Seele voraussetzt, doch dürften lauernde und versteckte oder scheue Züge sich öfter bei dem Slaven als bei dem Albanesen finden, auch stiessen wir bei jenen wohl hie und da auf einen weichen Blick, der aus dem Herzen kam.« (Hahn 1868: 50)

An anderer Stelle schildert er Dorfbewohner, die seine Reisegesellschaft »stumm und theilnahmslos mit dem stumpfen Blicke anstarrten, den [sic!] man so oft bei den Bulgaren begegnet« (Hahn 1865: 161). Bei Aram ist von diesem »stumpfen Blicke« nicht mehr die Rede, sondern vielmehr von »scharfen schwarzen Augen«, die ihr Gegenüber »eindringlich« mustern (Aram 1926: 6), die funkeln und leuchten (vgl. etwa Aram 1914: 55; Aram 1926: 17). Dass sie allerdings – selbst in der Dunkelheit – grünlich funkeln wie die Augen eines Raubtieres, verweist auf die »Unmenschlichkeit« der »Mazedonier«.²⁷ Auch wenn ihr Blick nicht »starr« ist, so deutet er doch auf die durch von Hahn dem »albanesischen« Blick zugeschriebenen Charakteristika »Kühnheit« und »Wildheit« bei gleichzeitigem Mangel an »Seele« hin, ergänzt um die angeblich überwiegend »slavischen« »versteckte[n] Züge«, welche die »Mazedonier« zu schwer durchschaubaren Gegenübern machen.

Auch in dem 1931 von Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn unter dem Pseudonym Tomislav Vitezović veröffentlichten Roman *Die Anderen* findet eine deutliche Heroisierung der »Mazedonier« statt, allerdings mit einem anderen Fokus. Der umstrittene konservative Publizist aus adeliger österreichischer Familie, tief in der Donaumonarchie verwurzelt, der sich gegen Kommunismus und Kapitalismus, aber auch den Nationalsozialismus wandte und die Jahre des Dritten Reichs im amerikanischen Exil verbrachte, sich aber weder als Exilant

27 Ein offener, »seelenvoller« Blick wird in den besprochenen Romanen nur der Mazedonierin Leda zugesprochen. Als Friedrich Franz von Kaufmann sie bei ihrer ersten Begegnung gefesselt im Wald findet, öffnet sie wie aus einer Ohnmacht erwachend die Augen und blickt ihn wenige Sekunden lang direkt an: »Die schwarzen Augen tauchten in den blauen Friedrich Franzens unter, ein goldener Glanz trat aus ihnen, und von diesem Glanz breitete sich ein leises Lächeln aus und glitt über das schöne blasse Gesicht ... Zwei dunkle Segel, die von fernen Meeren kommen, wissen sich im sicheren Hafen und freuen sich.« (Aram 1926: 18)

verstand noch als Demokrat und in den Jahrzehnten danach nicht davor zurück-scheute, sich auch in dezidiert rechtsextremen Organen zu Wort zu melden (zu Kuehnelt-Leddihn vgl. etwa Holzner und Riccabona 2009), lässt den überwiegend in variabler interner Fokalisierung verfassten Roman mit einem »Vorgeschichte« genannten Prolog beginnen: Ein Ich-Erzähler berichtet von seiner Teilnahme an einer Gedenkfeier zum vierjährigen Todestag Todor Aleksandrov, des »großen Freischärlerführers, den die Kugel Belgrads erst auf weiten, weiten Umwegen durch Verrat und List treffen konnte« (Vitezović 1931: 9), an dessen Grab im Pirin-gebirge.²⁸ Dass der Roman eine einzige Anklageschrift ist, wird mit gehörigem Pathos schon in den ersten Zeilen der »Vorgeschichte« deutlich gemacht, denen ein »Bulgarische Volkshymne« betiteltes Zitat vorangestellt ist (»Schäume, Maritza, blutumpült,/Weine, oh Witwe, schmerzdurchwühlt«):

»Ja, weine, heule, brülle du Witwe, ihr Tausende von Witwen Makedoniens, daß man eure Stimmen nicht nur im Tale der Struma und des Wardar hört, laßt euer Wehgeschrei weit über den Schardagh und das Gebiet des Drin bis nach London und Paris dringen, bis nach New-York und Berlin, Kapstadt und Peking, so daß die ganze Erde erfahre von der Schande und Sünde Europas, von seinem verbrecherischen Tun und Treiben und Schweigen ... von seinem Schweigen ...« (Vitezović 1931: 9)

Europa ist schuld daran, dass in Mazedonien »Tausende von Witwen« klagen, Europas Mächte sind schuld an den Zuständen insbesondere in »Serbisch-Makedonien«, da sie nicht eingreifen und das Unrecht verschweigen. Laut einem deutschen Journalisten, der nach der Gedenkfeier noch mit mehreren »Komitadschis« und dem Ich-Erzähler zusammensitzt und sich zahlreiche Erzählungen von »serbischen« Gräueltaten anhört, würde niemand entsprechenden Berichten glauben, und ohnehin dürfe man »über Makedonien nicht schreiben« (Vitezović 1931: 13) – ein eklatanter Widerspruch zu dem bereits oben erwähnten Befund Stefan Troebsts über den Mazedonien Diskurs in der deutschen Presse der Weimarer Republik,²⁹ der aber deutlich macht, wie stark der politische Impetus des Romans ist: Er soll das durch die Pariser Vorortverträge entstandene Leid in Regionen Europas, in denen auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker keine

28 Tatsächlich fiel Aleksandrov laut Stefan Troebst einem Mordanschlag seines Nachfolgers an der Spitze der IMRO, Ivan Mihajlov, zum Opfer, der dies aber »als ein Verbrechen der von Moskau gesteuerten makedonischen Linken« (Troebst 2007d: 157) darzustellen wusste.

29 Wie erwähnt wurde besonders von politisch rechts stehenden Autoren über Mazedonien publiziert, aber auch von der politischen Linken; vgl. etwa Herwarth Waldens *Ein Volk in Not und Kampf. Hilferuf aus Mazedonien*, ein 1932 in der »Bibliothek des ›Bundes Freier Balkan‹« publiziertes Manifest.

Rücksicht genommen wurde, mit grellen Farben in den Blick rücken.³⁰ So stammt die Hauptfigur der Romanhandlung, Michael Ujvári, aus Siebenbürgen, einer zu großen Teilen von Ungarn besiedelten Region, die nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien fällt, und erlebt dort als Ungar Vertreibung, Folter und Gefängnis. Im Wiener Exil lernt er den Mazedonier Krum Daneff kennen, einen »Wojwoden« der »Inneren revolutionären makedonischen Organisation [sic!], die einst gegen die Türken und nun gegen die Serben und Griechen kämpft« (Vitezović 1931: 111), erfährt durch ihn vom Schicksal der »Mazedonier« und wird in den Kampf der IMRO verwickelt.

In einer Konfrontation mit dem zum Vertreter deutscher Politik sowie »westlicher« Indifferenz und Dekadenz stilisierten Walter von Kersten, »einem der geistigen Henker Makedoniens« (Vitezović 1931: 288), macht Krum Daneff selbst noch einmal explizit, wer verantwortlich für die Gewalt und das Elend in Mazedonien sei. Laut ihm sind auch die vom Balkan stammenden Täter eigentlich Opfer, Opfer der Politik der europäischen Großmächte und der Ignoranz der europäischen Öffentlichkeit:

»Ihre europäische, Ihre westeuropäische Presse aber schweigt, schweigt aus Bosheit, Gemeinheit, Absicht und Unbekümmertheit. Für euch sind wir elender Balkan, der nicht wert ist, daß man ihn einen Augenblick nur eines Gedankens würdigt. Wir sind für euch eine Räuberbande, Revolverhelden, Messerstecher, die sich gegenseitig aus Sport und Vergnügen umbringen und abschlachten, nicht aber die Opfer westeuropäischer Großmachtpolitik. [...] Auf euch lastet das Blut tausender hingeschlachteter makedonischer Männer und Frauen! Bleibt nur bei eurer Brigantenlegende, weil sie euch keine Gewissensbisse verursacht, bleibt nur dabei!« (Vitezović 1931: 311-312)

30 In einem dem Buch vorangestellten Vorwort, in dem der Amalthea-Verlag seine Publikation begründet, wird dies ebenfalls ausdrücklich festgehalten: *Die Anderen* sei ein »wertvolles, literarisch-zeitgeschichtliches Dokument gegen die Friedensverträge«, und zwar insbesondere die »Friedensdiktate von Trianon und Neuilly«, und damit eine »wertvolle Ergänzung zur Erkenntnis des heutigen Europäertums. Die Gegenseite – die bei uns wiederholt zu Worte kam [...] – wird und muß zu diesem anklagenden Buch Stellung nehmen.« (Vitezović 1931: 7) Dass dieses Ziel durchaus erreicht wurde, zeigt eine Rezension des Romans durch Otto Forst-Battaglia, die 1932 in den »Jahrbüchern für Kultur und Geschichte der Slawen« erschien. Forst-Battaglia hält fest, Vitezović speie »Haß und Zorn«, man merke, »daß er Partei ist«. Doch die »Empörung« wolle ihm »nicht übel gefallen«, wo sie »zur Mutter der dichterischen Gestaltungskraft« werde, zudem seien etwa die »Schilderungen der makedonischen Bewegung« sehr interessant. Das »Grauen unserer Zeit« werde in der »Balkanhölle« auf die »Spitze getrieben« (Forst-Battaglia 1932: 469).

Am Ende dieser Abrechnung muss Kersten, die Personifikation des zynischen, ignoranten ›Westens‹, sterben.³¹ Krum Daneff erwürgt ihn mit bloßen Händen: »Immer näher kamen die Hände. Wie zwei tödlich versengende Sonnen leuchteten hinter ihnen die Augen.« (Vitezović 1931: 314)

Der grausame Daneff, dieser »größte Killer auf makedonischer Erde« (Vitezović 1931: 115), entspricht in seiner Anlage als Romanfigur in mehreren Aspekten der Todorov-Ikonographie: Auch er hat einen vergleichbaren Schwur abgelegt, auch er hat etwas Raubtierhaftes an sich.³² Doch ist er keinesfalls ein anachronistisches Fabelwesen mit romantischer Aura wie die »Komitadschis« in Niš, wie sie Köster geschildert hat. In seinem Nihilismus erscheint er sehr modern, und zugleich wird

31 Zivilisationskritik am ›dekadenten Westen‹ wird auch durch die Inszenierung des Fernzuges geübt, der von Paris nach Thessaloniki fährt und die Gebiete durchquert, die Schauplatz des zweifelten Kampfes der ›Mazedonier‹ sind: »Ein Zug von den Champs Elysées, dem Quai d'Orsay und der Place Pigalle in das Land des Zeus, des Apollo und der Pallas Athene, ein Zug vom Lande der Cinémas vivants, der billigen Seidenstrümpfe und der Gigolos in das Land, wo Athanas Popoff, die Binde um die Augen rief: ›Ich sterbe für mein Volk; der Völkerbund wird die wahre Ursache meines Todes auszuforschen wissen!‹ Armer Athanas Popoff, der Völkerbund hat dir etwas gepfeifen!« (Vitezović 1931: 114)

32 Zum Vergleich sei die pathetische Schilderung eines ›Wojwoden‹ aus Band 1 der Reihe »Pro Macedonia« der »Makedonischen Studenten-Vereine im Auslande« (zu diesen Vereinen und ihren Publikationen vgl. Troebst 2007d: 128-133) zitiert, die zeigt, dass aus Sicht der IMRO-Propaganda Raubtierhaftigkeit und Brutalität durchaus nicht als Charakteristika eines ihrer Anführer gelten können – auch wenn er keineswegs als harmlos gezeichnet wird: »Er [Gotze Deltscheff] war der Wojwode, der dem Walde grüßend zurnt, daß er ihm dichten Schatten spende, ihm kühlendes Wasser bereite – und der Wald gehorcht. Er war der Wojwode, der den Paschas befiehlt, Frieden zu halten und ja kein Unheil anzustiften – und die Paschas erzittern. Und schließlich war er der Wojwode, der sich dazu bekennt, daß die Erde Makedoniens ihm Mutter sei und die einträchtigen Gefährten seine ganze Verwandtschaft – und daß er daran Genügen finde ... Ein kleiner weißer Arnautenfes, von schwarzem Schal umwunden, bedeckte den mittelgroßen, ovalen Kopf. Eine Soldatenjacke aus grauem Tuch, graue Tuchbeinkleider und bis zu den Knien gewickelte nußbraune Gamaschen in festgeschnürten Opanken – zeichnen die ebenmäßigen Linien einer Gestalt von mittlerem Wuchs. Eine nur am linken Ärmel angezogene dunkelgraue Jacke, von welcher der rechte Rand auch halb umgeworfen war, verlieh der stattlichen Erscheinung einen besonders verwegenen Reiz. Mit Dolch, Revolver und der Patronentasche über Kreuz, mit dem blinkenden Mannlichergewehr über der Schulter, erinnerte Gotze an einen Haiduckengott. Ein Kranz von dunkelbraunem Haar umrahmte eine hohe, klare Stirn, die sich über leicht gerunzelten Brauen wölbte. Ein rundes, dunkles Gesicht erhellten große braune Augen, mit gewöhnlich ruhigem Blick, doch bereit, bei der kleinsten Erregung wie ein Messer aufzuzucken. Eine gerade Römernase, über kleinem Schnurrbart gebogen, verriet durch das leise Beben ihrer Flügel die Wärme eines edlen Herzens. Kaum aufgeworfene Lippen, die sich zu einem verlorenen Lächeln zeichneten, und ein schön gerundetes Kinn zeugten wohl von einem flammenden Temperament, dessen Wesen zutiefst voll Poesie war. Und an dieser gesamten Erscheinung war etwas ungewöhnlich Mildes und zugleich Trotziges, etwas undefinierbar Träumerisches und doch immer Vorwärtstürendes und Sieghaftes zugleich.« (Jaworoff 1925: 19-20)

deutlich, dass er nicht immer ein grausamer, gefühlloser Kämpfer gewesen ist, sondern durch die Umstände der ›Serbenherrschaft‹ erst dazu gemacht wurde. So finden sich bei ihm anders als bei Arams »mazedonischen« Protagonisten Blicke, die »aus dem Herzen« kommen, allerdings sind sie keineswegs »weich«, sondern von »unendlichem Haß« (Vitezović 1931: 261) geprägt. Bereits als er als Figur eingeführt wird, bei der ersten Begegnung mit Michael Ujvári, wird das erlittene Leid in der Schilderung seiner früh gealterten Physiognomie angedeutet: »Das Gesicht war durchfurcht von einer Unzahl Runzeln und Falten. Wenn er behauptete nur achtundzwanzig Jahre alt zu sein, so mußte sich viel in seinem unruhigen Leben ereignet haben, daß das Schicksal mit ehernem Griffel seine Züge so zergraben hatte.« (Vitezović 1931: 110) Wie sich kurz darauf herausstellt, wurde seine Familie von der ›serbischen‹ Obrigkeit in übertriebener Härte zerstört.³³ Als ihm dann auch noch die Geliebte brutal genommen wird, legt er seinen Schwur ab und verwandelt sich in der Folge in eine Art nihilistischer Kampfmaschine:

»Einst hatte er sogar geliebt – Grozdanka Safirtschewa, das blonde Mädel aus Welles. Ein serbischer Beamter, der Dimitrijević erschlug sie, als sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Da war er in die Pantheyleymonskathedrale zu Skopje gegangen und geschworen [sic!], weder zu heiraten noch sonst ein Weib zu berühren, bis nicht Makedonien frei von der Fremdherrschaft wäre. Seitdem schien das Gefühl der Liebe von ihm genommen zu sein; er ist ein achtsames, feinfühliges, nächtliches Raubtier geworden, eine Menschenfalle von ungeheurer Präzision. Die Zeiten sind vorüber, wo er in den Schoß Grozdankas vor Angst und Bangen geweint hatte. Er ist hart, hölzern und seelenlos. Er glaubt an die Chemie, die Waffenfabriken, die Generalstabskarten und an die Gesetze der Organisation; er glaubt jedoch nicht an Gott.« (Vitezović 1931: 116)

Zugleich wird er als gebildet inszeniert, und – ein Topos, der bereits in Grothes Schilderung der Aufständischen in Mazedonien eine Rolle gespielt hatte – er beruft sich auf die antiken ›Makedonen‹ als Vorfahren und Vorbilder. So trägt er bei einer Bergbesteigung in Österreich »Krum Daneff, Sohn des Hadshi [sic!] Dame Daneff, Wojwode, Doktor der Philosophie, Hörer der Medizin und Makedonier« (Vitezović 1931: 211) in das Gipfelbuch ein. Auf die belustigte Frage einer Begleiterin, ob denn

33 »Sein jüngster Bruder Schischman ging zu Skopje in die Schule. Der Lehrer redet in einer anderen Sprache als die Schüler. Da befragt er seinen Vater nach dem Grund. Der flüstert ihm ins Ohr, daß er Bulgare und nicht Serbe sei. Der Kindermund redet. Der Lehrer hört es und geht zum Direktor. Der Direktor berichtet es dem Župan. Der Župan meldet es der Polizei. Am Abend kommen Gendarmen zu Hadži Toma Daneff. Sie kümmern sich nicht viel darum, ob er einst nach Jerusalem gepilgert war oder nicht; sie bringen Handschellen mit. Hinter dem Friedhof legen sie unvermutet an. Schüsse am Rande der Stadt sind nichts allzu seltenes. Die Erde ist hartgefroren und der Totengräber flucht. Zwei Brüder aber sind in Sremska Mitrovica. Zwangsarbeit. Zwanzig volle Jahre. Und die Mutter überschattet der Wahnsinn.« (Vitezović 1931: 111–112)

»Makedonier« ein Beruf sei, nickt er, und als sie weiterfragt, ob er stolz darauf sei, bejaht er wieder: »Gewiß!« sagte Krum. »Der größte Feldherr und Herrscher aller Zeiten war Makedonier.« (Vitezović 1931: 211)

Von einem verklärenden oder gar idyllisierenden Blick auf die antike Vergangenheit ist in der Darstellung des mazedonischen Raums hier freilich nichts zu spüren. Er wird mit äußerster Konsequenz als eine Gegen-Idylle entworfen, die sich in der Naturschilderung bereits andeutet: Die südliche Sonne hat nichts Positives an sich, sondern ist eine versengende, »glühend brennende Sonne des Balkans«, unter ihr reitet man »auf traurig stolpernden Maultieren über die lehmigen Halden« des Gebirges, als Laute der Natur nur das »Summen der fettigen Schmeißfliegen im Ohr« (Vitezović 1931: 9) und die Schreie von »Raubvögel[n] [...] über entlegenen Bergwiesen« (Vitezović 1931: 10). Auch der in die Ferne schweifende Blick bietet keine Linderung, sondern lässt lediglich Assoziationen von Gewalt und Grausamkeit zu und führt erbarmungslos in die Gegenwart eines geschundenen Landes:

»Oben stand schon eine Unmenge Volkes mit verwitterten Komitadschigesichtern, zerzausten Bärten, sehnigen Fäusten und schweren Backenknochen. Neben dem Grabe stand ein Brunnen und eine Kapelle, die weit über das Land blicken; man sieht von hier bis nach Petritsch hinunter, bis zu dem Paß, wo der byzantinische Kaiser Basilius, genannt Bulgaroktonos, der Bulgarentöter, 15000 gefangene Bulgaren vor 800 Jahren blenden ließ, bis nach Golema Rakowitza, wo Iwan Slawoff Katzarski von den Griechen anno 25 verstümmelt und gemordet wurde, bis zur Malesch Planina, hinter der sich Serbisch-Makedonien birgt, die Hölle auf Erden, das Land des Raubes, Mordes, der Marter, Bestechung, das Land der Dauenschraube und Schändung, des Peletons [sic!] und der glühenden Foltoreisen ...« (Vitezović 1931: 9-10)

Gewalt, so die Darstellung in *Die Anderen*, erzeugt Gegengewalt, und so bricht sich der gnadenlose Terrorismus der »Komitadschi« Bahn, »Bomben explodierten, Automobilen wurden die Schrauben ausgedreht, Pferden die Sattelgurte durchgeschnitten, Brücken angesägt, Bahnhöfe gesprengt, Höllenmaschinen in Schlafzimmern untergebracht« (Vitezović 1931: 261). In dem solcherart gebeutelten Land hebt »ein gewaltiges Sterben« an (Vitezović 1931: 273), und letztlich wird es zur Vision eines blutgetränkten *killling field*, einer Todeszone, in der nur wenig Hoffnung auf eine Besserung der Zustände bleibt: »Nacht fällt herab in gefalteten Schleiern über Makedonien. Die Wälder sind rot vom Blut, die Gefängnisse sind rot vom Blut, die Spitäler sind rot vom Blut, nur der Himmel scheint tiefdunkelblau.« (Vitezović 1931: 255)

In diesen Schilderungen zeigt sich zum einen die von Saul Friedländer als prägnantes Merkmal ›nazistischer‹ Ideologie identifizierte »Verknüpfung von Kitsch und Tod« (Friedländer 1984: 31), die auch in Romanen von der ›mazedonischen Front‹ wirkmächtig wird (vgl. Kapitel 5.1). Zum anderen wird ein Narrativ fortge-

schrieben und zugespitzt, das sich bereits um 1900 in den Texten etwa von Machs und von Hesse-Warteggs herausgebildet hatte: das Narrativ des von einer gewalttätigen, brutalen Geschichte und Gegenwart geprägten »Hexenkessels« Mazedonien. Die Protagonisten haben allerdings eine gewisse Wandlung erfahren: Unmittelbare Verursacher von Leiden und Tod der Bevölkerung sind in *Die Anderen* nicht mehr »türkische« »Saptiehs«, »albanische« Räuber und »bulgarische«, »serbische« oder »griechische« Banden, sondern die Vertreter der Behörden in dem nach den Balkankriegen an Serbien und nach dem Erstem Weltkrieg als »Südserbien« an das neu gegründete Königreich Jugoslawien gefallenen Teil Mazedoniens, weniger auch in dem Griechenland zugesprochenen Gebiet. Die »makedonischen« (das heißt bei Kuehnelt-Leddihn zugleich »bulgarischen«) Banden reagieren nur, sie werden durch das Schweigen »Europas« angesichts der – in der Darstellung des Romans³⁴ – brutalen Unterdrückung der »makedonischen« Bevölkerung geradezu zu ihrem terroristischen Handeln gezwungen. Es sind die Umstände, die sie zu Gewalttätern machen, nicht etwaige, wie auch immer geartete Eigenschaften ihrer Nation oder Ethnie, wie es in den meisten anderen Texten über Mazedonien seit dem 19. Jahrhundert durch die Annahme eines bestimmten »Volkscharakters« insinuiert wird, wie es auch in den beiden Romanen Kurt Arams den Blick auf die »mazedonischen« Protagonisten bestimmt und wie es in einem weiteren Roman zum Tragen kommt, der 1931 erstmals erschien: *Apis und Este*, der erste Band der Trilogie *Die Throne stürzen* von Bruno Brehm.

Für diese Romantrilogie über den Untergang »Kakaniens« erhielt der später in die »Gottbegnadeten-Liste« des »Dritten Reichs« (vgl. Rathkolb 1991) aufgenommene österreichische Schriftsteller im Jahr 1939 den deutschen Staatspreis für Literatur. Dies stand einem Erfolg des Werkes auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs jedoch nicht im Wege: Bereits 1951 wurde es erneut aufgelegt und erreichte hohe Käuferzahlen, und 1992 feierte es der Piper-Verlag in einem Nachwort des Verlegers Klaus Piper zur einbändigen Neuauflage als Wiederentdeckung, die angesichts der »Jugoslawienkriege« von höchst aktuellem Erkenntnisinteresse sei. Dies forderte den Literaten und Kritiker Karl-Markus Gauß zu einem empörten Zwischenruf in der Wochenzeitung *Die Zeit* heraus: Nach einem kurzen Überblick über Brehms Karriere im Nationalsozialismus, die trotz seiner intensiven Verbindung mit dem Regime nach dessen Ende nahezu ungebrochen fortgesetzt werden

34 Eine ausführliche historiographische Studie zum »jugoslawischen Makedonien« zwischen 1918 und 1941 hat die Zürcher Geschichtswissenschaftlerin Nada Boškovska im Jahr 2009 vorgelegt. Sie zeigt anhand zahlreicher Quellen, dass Serbien bei der Integrierung des sogenannten »Vardar-Makedonien« in das eigene Staatsgebiet vor allem auf Propaganda, Repression und Ausbeutung setzte und eine Diskriminierungspolitik sowie kolonialistische Attitüden die Einstellung der Zentralmacht gegenüber Mazedonien prägten. Zeitweise haben auch laut Boškovska »Terror und Gegenterror« diese Periode geprägt. Vgl. Boškovska 2009.

konnte, stellt er die Absurdität der Tatsache heraus, dass Ende des 20. Jahrhunderts ein von den Stereotypen eines nationalsozialistischen Autors geprägtes Buch zur Erklärung der Gegenwart herangezogen werden soll:

»Der Verleger wirbt für das von ihm aus der Vergessenheit geholte Buch, das den Untergang der Donaumonarchie in den Intrigen pistolenschwingender und sliwowitztrinkender Balkanverschwörer verursacht sieht, ernstlich mit dem Versprechen, es hätte gerade ›heute wieder erschreckende Aktualität gewonnen‹. Der erste und einst erfolgreichste Teil des Romanzyklus ist ›Apis und Este‹ betitelt. Apis, ›der Stier‹, das ist der serbische Oberst Dragutin Dimitrijevic, ein legendärer Aufhänger, der die ›Schwarze Hand‹ lenkte, jene Terrorbande, die 1914 in Sarajevo den österreichischen Thronfolger ermordete. Nicht daß Brehm den mordlustigen Apis einfach abtun würde; getreu seinem Glauben, ›Geschichte wird von Männern gemacht‹, weiß er richtige Männer durchaus zu schätzen, selbst wenn die Geschichte, die sie machen, ihm nicht behagen mag. Brehm hat durchaus keine rassistischen Vorurteile, zeigt er sich doch von all dem Wilden und ungezügelt Animalischen, das nicht nur Leni Riefenstahls Nuba, sondern auch den dunklen Balkanmenschen eignet, schon rein ästhetisch fasziniert. Die Bosnier sind eben gar zu ›stattliche Menschen, groß wie die Bergslawen, schön wie die Italiener, stolz in der Haltung, kühn im Blick der gebräunten Raubvogelköpfe.‹ Nur das Morden haben sie nun mal im Blut.« (Gauß 1992)

Tatsächlich unterscheiden sich Brehms »überspannte[] Balkanhelden: Leidenschaft in Herzen, heiliges Irresein im flackernden Blick und alleweilen Schaum vor dem Mund« (Gauß 1992) trotz ihrer vergleichbaren Inszenierung als Heroen mit Schönheitsfehlern von den Protagonisten Arams und ebenso Kuehnelt-Leddihns. Sie sind nicht erst durch soziale und politische Umstände zu brutalen Kämpfern gemacht worden, wie bei Kuehnelt-Leddihn, sondern sind es aufgrund ihrer Veranlagung. Und ihre Brutalität wird nicht nur angedeutet wie bei Aram, sondern detailverliebt in Szene gesetzt. Mazedonien scheint sich dabei als Handlungsort besonders zu eignen, Brutalität und Grausamkeit zu inszenieren. In einem »Mazedonien, Sommer 1912« überschriebenen Kapitel ist kurz vor dem ersten Balkankrieg eine serbische Freischärlergruppe um den Offizier Apis³⁵ in den mazedonischen Bandenkrieg verstrickt und schlägt sich durch eine Landschaft aus Felsblöcken und kahlen Bergen, in der man sich die Malaria holt und die von Tod und Zerstörung geprägt ist. So stoßen die Freischärler auf dem Rückzug vor einer Formation türkischer Soldaten auf ein verwüstetes Dorf, das zur Metapher für den erbarmungslos geführten Bandenkrieg wird:

35 Zu Dimitrijević bzw. »Apis« und der »Schwarzen Hand« (auch »Ujedinjenje ili Smrt«, d. i. »Einheit oder Tod«), einer Geheimorganisation serbischer Offiziere, die panserbische Ziele mit terroristischen Mitteln zu erreichen suchten, vgl. zusammenfassend Hösch 2002: 187.

»Mein Gott, wie sieht es hier aus! Die Ölbäume des kleinen Tales sind gefällt, die Weinstöcke ausgerissen, die schmalen Feldstreifen zertrampelt. Schwarze Brandflecken zeigen die Stelle, wo einst Hütten, Mauerreste, wo Häuser gestanden haben.« Da haben die verdammten Bulgaren gebrannt«, knirscht Tankosić. Ein aufgedunsener, fliegenumsummter Eselkadaver liegt mit weggespreizten Beinen quer über dem Steig, mit schweren Schwingen klatschen Geier auf, ein großer Vogel mit einem faulig grünen Stück Gedärm im Schnabel hüpfte flügelschlagend vor ihnen her und entbreitet erst, wie sie ihm schon ganz nahe sind, die Schwingen. »Wo das hohe Komitee seine Schufte hinschickt«, flucht Tankosić, »dort wächst kein Gras mehr. Bulgaren und Griechen hausen hier ärger als die Türken.« Sie gehen langsam, mit schußbereiten Gewehren, durch die brandgeschwärzten Mauerreste. Überall steigt Moder- und Brandgeruch auf, dieser kalte, ekelerregende Brandgeruch. Ein Hund knurrt mit gestäubten Haaren und wilden Augen aus einem versengten Haus, ein Steinwurf des Ciganović verscheucht das Tier. »Armes Land! Armes Land«, klagt Tankosić, »die Komitees werden es noch in Fetzen reißen.« (Brehm 1931: 113-114)

Vorher ist allerdings schon deutlich geworden, dass Apis und seine Mitstreiter, die »Serben«, sich um keinen Deut von den »Bulgaren und Griechen« unterscheiden. Wie aus ihrem Gespräch auf der Flucht vor den Soldaten hervorgeht, sind ihnen diese auf die Spur gekommen, weil sie das Haus eines türkischen Würdenträgers angesteckt und die Bewohner im Feuer getötet haben. Die menschenverachtende Diktion ihrer Kommentare zu diesem Geschehen – da »qualmt so ein verbrannter Beg mehr als nasses Holz« (Brehm 1931: 111) – zeugt in der Inszenierung des Romans ebenso wie das zerstörerische Werk der »Bulgaren und Griechen« von der archaischen und grausamen Gewalttätigkeit der »Balkanvölker« (bei Brehm werden eben nicht »Bulgaren« oder »Serben« derart charakterisiert, sondern Angehörige aller dieser Gruppen in gleicher Weise):

»Der verdammte Beg wird niemanden mehr verraten, der hat ausgeschwätzt. Wie dem sein Haus gebrannt hat! Wie die Weiber gejammert haben!« Tankosić lacht vor sich hin: »Und andere werden nun besser das Maul halten.« Ciganović nickt mit dem Kopf: »Und die Weiber haben vor Schreck vergessen, den Schleier umzunehmen!« Nun richtet sich auch Lala auf: »Und alles hinein ins Feuer! Alles hinein in die Flammen. Nicht ein Huhn konnte heraus, kein Schaf, kein Kind, kein Weib. Davon werden alle alten Weiber noch lange erzählen in Veles und Skoplje!« (Brehm 1931: 110)

Es bleibt festzuhalten, dass sich spätestens in den 1920er Jahren (mit einem Vorläuferroman von 1914, Kurt Arams *Welko, der Balkankadett*) ein neuer Strang von literarischen Mazedonienstereotypen herausbildet, der teilweise bereits vorher im Diskurs vertretene Zuschreibungen übernimmt, anpasst und in neuem Gewand

weitertradiert. Es findet eine deutliche Heroisierung der slawischen Bevölkerung Mazedoniens statt, jedoch – in unterschiedlicher Ausprägung und Stoßrichtung – zumeist verbunden mit einer gleichzeitigen Abwertung bzw. Exotisierung. In jedem Fall zeugen die analysierten Texte von einem mehr oder weniger starken *othering* der Bevölkerung Mazedoniens, die nun allerdings auch eine deutliche Kritik an der Eigengruppe beinhalten kann, etwa in Kuehnelt-Leddihns Anklage des ›Westens‹. Eine so umfassende Pejorisation wie etwa bei Karl May gibt es in diesen Texten allerdings nicht. So spielt das Schmutz-Stereotyp keine Rolle.³⁶ Eine uneingeschränkte Heroisierung der ›Mazedonier‹, wie sie Troebst (2007d) in Teilen des Mazedonien-Diskurses in der Presse der Weimarer Republik festgestellt hat und von der zum Beispiel der oben zitierte Nachruf des Unternehmers Roselius auf Todor Aleksandrov zeugt, findet aber ebenso wenig in einem der besprochenen Romane statt. Der Raum Mazedonien selbst wird zu einer Metapher für Tod, Zerstörung und Gewalt. Orientalistische Phantasien und grüne Landschaften, wie sie im 19. Jahrhundert und auch um die Jahrhundertwende zumindest Teile des Diskurses bestimmten, treten in den Hintergrund oder verschwinden völlig. Was allerdings auch in den ›heroischen‹ Romanen (mit Ausnahme Kuehnelt-Leddihns) implizit oder auch explizit zum Ausdruck kommt, ist die angenommene Überlegenheit ›deutscher‹ bzw. ›europäischer‹ Protagonisten, die – besonders deutlich in Aram (1926) – einen Assoziationsraum fortgestalten, der mit Blick auf die Region Mazedonien bereits seit dem 19. Jahrhundert geprägt wurde und von kolonialistischen Phantasien, aber auch handfesten kolonialen Ambitionen in Mazedonien zeugt.

Dass diese Dialektik aus Heroisierung und gleichzeitiger Inszenierung einer kulturellen und intellektuellen Inferiorität der ›mazedonischen‹ Bevölkerung aufgrund irredentistischer und kolonialistischer Tendenzen insbesondere den deutschen (und österreichischen) Mazedonien-Diskurs betrifft, lässt sich zumindest mit Blick auf den Roman *Orient-Express* des niederländischen Schriftstellers A. Den Doollaard [d. i. Cornelis Johannes George Spoelstra] bestätigen. Dieser Roman erschien 1934 erstmals auf Holländisch und bereits 1935 in deutscher Übersetzung von Elisabeth und Felix Augustin im Amsterdamer Querido Verlag, einem der wichtigsten europäischen Verlage für deutschsprachige Exilliteratur. Die erzählte Zeit umfasst mehrere Jahrzehnte, vom gescheiterten Ilinden-Aufstand 1903 bis zu Beginn der 1930er Jahre, als die IMRO (im Roman »V. M. R. O.«) einen von Terrorismus geprägten Kampf gegen die jugoslawischen Behörden in ›Vardar-Mazedonien‹ führt und sich zugleich in blutigen internen Auseinandersetzungen selbst zerfleischt.

36 Anders ist dies in Abenteuerromanen für jugendliche Leser, die im selben Zeitraum erscheinen und das ›Heroismus-Stereotyp‹ aufnehmen, zugleich aber in deutlicher Anlehnung an Karl May u. a. das Schmutzstereotyp aufgreifen und abundant verwenden (vgl. Kap. 6).

Hauptfiguren sind insbesondere der »Woiwode« Damian Drangoff, einer der Anführer des Aufstandes im Jahr 1903, in dem er im Kampf gegen eine türkische Übermacht ums Leben kommt, seine Tochter Milja, die am Tag des Aufstands zur Welt kommt, später selbst ein Mitglied der Organisation wird, aber schließlich durch ein gezielt gegen sie als »Abtrünnige« gerichtetes Attentat dieser Organisation auf den Orient-Express ums Leben kommt, und Damians Bruder Kosta, der einzige, der vom Anfang bis zum Ende des Buches am Leben bleibt, weil er sich um eines friedlichen Lebens willen und aufgrund seiner Desillusionierung dem zunehmend als sinnlos empfundenen Kampf entzieht. In der Inszenierung Mazedoniens als einem von Gewalt und Gegengewalt geprägten Landstrich, einem »Land der Aufstände, in dem die bröcklige rote Erde das Blut der Tausenden aufgesogen zu haben scheint, die für Mazedonien starben« (Den Doolaard 1935: 241), ähnelt der Roman den besprochenen deutschsprachigen Romanen. Doch die psychologische Zeichnung der Figuren, die in variabler interner Fokalisierung zur Sprache kommen, ist deutlich differenzierter. Ihre Charaktere sind vielschichtig und nicht durch einen bestimmten »Volkscharakter« gekennzeichnet, sondern vielmehr individuell geprägt. So ist Kosta Drangoff tapfer, aber gutmütig und friedliebend, während Todor Aleksandrov (im Roman »Alexandroff«), ebenfalls einer der Hauptprotagonisten des Romans, als skrupelloser »Berufsrevolutionär« (Den Doolaard 1935: 283) gezeichnet wird, ein Getriebener, der ohne die »Organisation« und ihren Kampf keinen Halt im Leben hätte und diesen Kampf deshalb gnadenlos weitertreibt. Zudem arbeitet er permanent an der eigenen Mystifizierung, deren Wirkung auch in den oben zitierten deutschsprachigen Zeugnissen deutlich geworden ist. So wird Milja seine Geliebte, er hält sie aber versteckt, niemand darf von der Beziehung wissen, da ihm seine »Feinde« sonst »zu leicht etwas auswischen« (Den Doolaard 1935: 249) könnten – offensichtlich eine Anspielung auf den vielzitierten Schwur Aleksandrows, »kein Weib« zu nehmen, bis Mazedonien frei sei.³⁷ »Heroismus« stellt sich bei Den Doolaard zumeist als hohle Phrase heraus, die »Helden« sind nur allzu menschlich, passen aber gerade durch dieses Menschliche nicht in die Schablonen der deutschsprachigen Produktion »heroischer Mazedonier« und fallen zugleich auch nicht einer voreingenommenen Pejorisation bzw. Exotisierung anheim.

Dass das »makedonienbezogene Heroismus-Stereotyp im Zwischenkriegs-Deutschland [...] eine epochengebundene Treibhausblüte« (Troebst 2007d: 113) war, lässt sich insgesamt auch für die hier analysierten Werke sagen. Allerdings sind Ausläufer über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus zu verzeichnen, etwa

37 Wobei zu erwähnen ist, dass der Ich-Erzähler der Rahmenhandlung von Kuehnelt-Leddihns *Die Anderen* beim Totengedenken an »Alexandroff« auch dessen Frau und Tochter auftreten lässt – hier wird der Schwur ja auch nicht »Alexandroff« zugeordnet, sondern »Krum Daneff Wojwoda« (Kuehnelt-Leddihn 1931: 11).

wenn ein Jugendroman von Wilhelm Matthießen, der das Stereotyp aufnimmt, Anfang der 1950er Jahre in einer überarbeiteten, jedoch in der Grundaussage gleich gebliebenen Neuauflage erscheint (vgl. Kapitel 6.2), aber auch in den autobiographischen Schilderungen des österreichischen Schriftstellers und Fremdenverkehrsfunktionärs Hans Hofmann-Montanus in *Mensch an der Sonne. Buch einer österreichischen Liebe zum Balkan* von 1947. So beschreibt er einen Besuch in Bulgarien im Jahr 1933, in dem er einer Probe eines Männerchores beiwohnt. Dessen Darbietung, die ein »mazedonisches Lied« (Hofmann-Montanus 1947: 16) abschließt, wird dem Berichterstatter zur Offenbarung:

»Es war die Orgel des östlichen Menschentums, die herniederbrauste, als wäre sie auf leuchtende Himmelsthronen gebaut, dann aber aufdunkelte wie aus öden Klüften des Rhodopegebirges. Die Orgel hatte ihr Fernwerk: die leise Klage um Verlorenes, – doch dem Fernwerk antworteten Jubelschreie der Befreiung ... [...] Der Westen, den das Übermaß an Zivilisation krank gemacht hat, bedürfte des östlichen Menschentums als eines Quells, dem Erneuerung entspringt, und als eines Heilmittels zum Natürlicher- und Demütigerwerden. Wieviel Auffrischung erschlafener oder verdorrter Gefühlskräfte käme in die Weststädte, wenn man edle bulgarische Männerchöre häufig in die Konzertsäle und Kirchen beriefe, und wie selten sucht sogar der Rundfunk des Westens das große Orgeltönen, das aus Bulgarien emporsteigt.« (Hofmann-Montanus 1947: 16-17)

Dass »viele unter den begabtesten, künstlerisch höchstentwickelten Chorsängern verschworene Mazedonier seien«, wie ein »bulgarischer Musikfreund[]« verstohlen flüsternd mitteilt, also »Mitglieder terroristischer Verbände, die sich die Wiedergewinnung der verlorenen mazedonischen Gebiete zum Ziel gesetzt« haben (Hofmann-Montanus 1947: 17) und »Leute ab[schlachten] wie Hühner« (Hofmann-Montanus 1947: 18), stört den Kunstgenuß kaum, schließlich haben diese »Mazedonier« gute Gründe für ihr zweifelhaftes Tun. Nämlich zum einen »so etwas wie einen Rechtsanspruch« auf »altbulgarischen Boden in Mazedonien« (Hofmann-Montanus 1947: 18), der von Hofmann-Montanus in einem Überblick vom mittelalterlichen bulgarischen Zarenreich bis zu den Pariser Vorortverträgen erläutert wird, und zum anderen das »Recht der Jugend, alle Gegebenheiten für ein Ideal hinzuwerfen, an der Glut des Ideals sich blind zu schauen für die Welt, und an den Klippen der Tatsachen, wenn es unvermeidlich sein sollte, zu zerschellen ...« (Hofmann-Montanus 1947: 22) Dass ihr »mazedonische[r] Bandenschrecken« (Hofmann-Montanus 1947: 18) das Land verheert und »Mazedonien, wo schon die Blutrache die Sippen gegeneinander hetzte, vollends zur Hölle für diejenigen

[macht], die es zu verteidigen, zu verwalten und zu erhalten« haben (Hofmann-Montanus 1947: 21),³⁸ erscheint da verzeihlich.

38 Dass laut Hofmann-Montanus in Mazedonien die »Blutrache« verbreitet ist, kann wohl als intertextueller Bezug zu Karl Mays in der Region spielenden Romanen aufgefasst werden. Vgl. Kapitel 2.2.